



Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund (Hg.)

Max Weber

Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

2. Auflage



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund (Hg.)

Max Weber-Handbuch

Leben – Werk – Wirkung

2., aktualisierte und erweiterte Auflage

J. B. Metzler Verlag

Die Herausgeber

Hans-Peter Müller ist Professor für Soziologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Steffen Sigmund ist Akademischer Direktor am Max-Weber-Institut für Soziologie der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

ISBN 978-3-476-05141-7

ISBN 978-3-476-05142-4 (eBook)

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05142-4>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J. B. Metzler

© Springer-Verlag GmbH Deutschland,
ein Teil von Springer Nature, 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Umschlagabbildung: © ullstein bild - ullstein bild/picture alliance

J. B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature

Die Anschrift der Gesellschaft ist:
Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhalt

Vorwort zur zweiten Auflage IX

Vorwort zur ersten Auflage XI

I Zur Biographie

- 1 Person und Werk Hans-Peter Müller /
Steffen Sigmund 3

II Begriffe

- 2 Arbeit und Beruf Hans-Peter Müller 35
3 Askese Jakob Schultz / Laurin Schwarz 38
4 Beziehung, soziale Sophie Mützel 45
5 Bürgertum Joachim Fischer 47
6 Bürokratie Stephan Paetz 51
7 Charisma Richard Utz 54
8 Demokratie Andreas Anter 59
9 Entzauberung und Säkularisierung
Andreas Anter 62
10 Erklären und Verstehen Gert Albert 64
11 Ethik (Gesinnungs- und Verantwortungsethik)
Martin Endreß 67
12 Freiheit Christian Marty 70
13 Geld Heiner Ganßmann 73
14 Geltung Claudius Härpfer / Tom Kaden 75
15 Gemeinschaft(en) und Gesellschaft(en)
Mateusz Stachura 77
16 Handeln und Handlung
Karl-Siegbert Rehberg 79
17 Idealtyp Gert Albert 84
18 Ideen und Interessen Steffen Sigmund 87
19 Individualismus Christian Marty 90
20 Intellektuelle Georg Vobruba 93
21 Kampf und Konflikt
Christian Schmidt-Wellenburg 97
22 Kapitalismus Johannes Berger 99
23 Klasse und Stand Jochen Steinbicker 103
24 Kultur Hans-Peter Müller 107
25 Lebenschance(n) Hans-Peter Müller 110
26 Lebensführung Hans-Peter Müller 114
27 Legitimität Stefan Breuer 118
28 Macht und Herrschaft David Strecker 120
29 Markt Klaus Kraemer 123
30 Objektivität Gert Albert 127
31 Ordnung Thomas Schwinn 129
32 Partei Stefan Breuer 131
33 Politik Wolfgang Fach 134
34 Protestantismus, asketischer Peter Ghosh 136
35 Rationalität, Rationalisierung, Rationalismus
Hans-Peter Müller 139
36 Recht Hubert Treiber 146
37 Repräsentation Johannes Weiß 149
38 (Welt-)Religionen Hans G. Kippenberg 150
39 Schließung, soziale Jürgen Mackert 156
40 Sinn Wolfgang Ludwig Schneider 159
41 Sozialismus und soziale Frage
Frank Ettrich 161
42 Staat Andreas Anter 167
43 Stadt Hinnerk Bruhns 170
44 Tragik Stefan Breuer 174
45 Verband und Betrieb
Walther Müller-Jentsch 176
46 Weltbilder Lukas Pfäffle 180
47 Wert(e), Wertdiskussion, Wertkonflikt
Hans-Peter Müller 184
48 Wertsphären und Lebensordnungen
Thomas Schwinn 189
49 Wert(urteils)freiheit Michael Schmid 193
50 Wirtschaft Johannes Berger 196

III Werke und Werkgruppen

A Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Antike und des Mittelalters

- 51 *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* (1889) Georg Christ 203
 52 *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* (1891) Luigi Capogrossi Colognesi 210
 53 *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896) Richard Utz 215
 54 *Agrarverhältnisse im Altertum* (1909) Hinnerk Bruhns 220

B Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas

- 55 *Die Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland* (1892) Hans J. Pongratz 226
 56 *Börsenwesen. Schriften und Reden* (1893–1899) Heiner Ganßmann 232
 57 *Zur Russischen Revolution von 1905* (1905–1912) Harald Bluhm 239
 58 *Zur Psychophysik der industriellen Arbeit* (1908/09) Gert Schmidt 247
 59 *Zur Politik im Weltkrieg* (1914–1918) Hinnerk Bruhns 250
 60 *Zur Neuordnung Deutschlands* (1918–1920) Andreas Anter 256
 61 *Wissenschaft als Beruf* (1917/1919) Hans-Peter Müller 259
 62 *Politik als Beruf* (1919) Gregor Fitzi 265

C Wissenschaftslehre

- 63 *Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften* (1900–1907) Claudius Härpfer / Tom Kaden 271
 64 *Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit* (1908–1920) Johannes Weiß 281
 65 *Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis* (1904) Claudius Härpfer / Tom Kaden 289

D Religionssoziologische Werke

- 66 *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1904–05; 1920) Peter Ghosh 294
 67 *Vorbemerkung* (1920) Hans-Peter Müller 305
 68 *Zwischenbetrachtung* (1915; 1920) Thomas Schwinn 309
 69 *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Einleitung* (1915; 1920) Hans-Peter Müller 314

- 70 *Konfuzianismus und Taoismus* (1915; 1920) Hans van Ess 317
 71 *Hinduismus* (1916/17; 1921) Mateusz Stachura 324
 72 *Buddhismus* (1916/17; 1921) Mateusz Stachura 328
 73 *Das antike Judentum* (1917–1919; 1921) Christa Schäfer-Lichtenberger 332

E Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte

- 74 *Gemeinschaften* (1921/22) Mateusz Stachura 340
 75 *Religiöse Gemeinschaften* (1921/22) Volkhard Krech 344
 76 *Rechtssoziologie* (1922) Hubert Treiber 351
 77 *Herrschaft* (1921) Stefan Breuer 358
 78 *Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung* (1913/14; 1921) Hinnerk Bruhns 363
 79 *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie* (1919/20) Jens Greve 371

F Weitere Schriften

- 80 *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* (1921) Steffen Sigmund 386
 81 *Briefe* Hubert Treiber 392

IV Diskussion

- 82 Von der okzidentalischen Moderne zur multiplen Moderne? Thomas Schwinn 415
 83 Bürokratie als Schicksal? – Max Webers Bürokratiemodell im Lichte der *Organizational Studies* Frank Meier / Uwe Schimank 421
 84 Globalisierung und Europäisierung: Der Nationalstaat im Wandel Andreas Anter 428
 85 *Gouvernementalität und governance*: Max Webers Herrschaftssoziologie heute Wolfgang Fach 432
 86 Renaissance der Religion: Was wird aus Max Webers Entzauberungs- und Säkularisierungsthese? Martin Endreß 435
 87 Abendländischer Kapitalismus? – Zur Vergangenheit und Gegenwart eines Weberschen Grundbegriffs Johannes Berger 443
 88 Recht und Gesellschaft: Die Entwicklung des nationalen, europäischen und globalen Rechtskosmos Hubert Treiber 451

- 89 Bürgertum und Bürgerlichkeit: Max Webers
Soziologie des Bürgertums im Lichte zeitge-
nössischer Entwicklungen Joachim Fischer 457
- 90 Arbeit, Beruf und Arbeitskraft: Wie verändert
sich ihre Bedeutung im 21. Jahrhundert?
G. Günter Voß 462
- 91 Der »Adel unserer Natur«: Max Weber als
Erzieher und »political educator«
Heinz-Elmar Tenorth 468

Anhang

- Zeittafel 481
- Max Weber-Gesamtausgabe 483
- Siglen 485
- Auswahlbibliographie 486
- Autorinnen und Autoren 493
- Personenregister 496

Vorwort zur zweiten Auflage

Wie schon die erste Auflage, zielt auch die vorliegende Aktualisierung des Weber-Handbuchs darauf ab, die Fruchtbarkeit seines Werkes deutlich zu machen. Hierzu wurden eine Reihe zusätzlicher Begriffsartikel neu aufgenommen, die bestehenden Artikel überarbeitet und durch Hinweise auf neuere Literatur ergänzt. Da mittlerweile die Max Weber Gesamtausgabe vollständig vorliegt, konnte auch der Eintrag zu den Briefen ergänzt und vervollständigt werden. Dies ist nicht nur in biographischer Hinsicht von Relevanz, sondern auch systematisch von großer Bedeutung, da Weber in seiner ausführlichen Korrespondenz immer wieder auch auf inhaltliche Themen seines Schaffens eingeht. M. Rainer Lepsius meinte daher, dass die gesammelten Briefe gleichsam ein zweites Werk darstellen, das bemerkenswerte Aufschlüsse für das erste Werk bereithält.

Autorenbezogene Handbücher führen nicht nur in deren Grundkonzepte, zentralen Begriffe und Untersuchungen ein, sondern sie sollen auch Orientierung geben und Anschlussperspektiven aufzeigen. Sie sind Arbeitsbücher und sollen helfen, das Werk in seiner Gänze kennenzulernen, sich in ihm zurechtzufinden und sich damit auseinanderzusetzen. Aus diesem Grund haben wir uns entschieden, die Verweise auf die Schriften Webers nicht zu verändern. Denn, obwohl mittlerweile in der Gesamtausgabe die wichtigen Bände I/7 (*Zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften*) und I/12 (*Verstehende Soziologie und Werturteilsfreiheit*), die die zentralen Aufsätze der bisherigen *Wissenschaftslehre* beinhalten, wie insbesondere der Band I/23 (*Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie*), der zentrale Teile von *Wirtschaft und Gesellschaft*

beinhaltet und diese auch neu anordnet, erschienen sind, haben wir die bisherigen Verweise auf die bestehenden Texte beibehalten. Dies insbesondere, da die Mehrzahl, auch der aktuellen Literatur zu Weber sich noch auf diese, quasi kanonischen Ausgaben beziehen. Es schien uns im Sinne der Praktikabilität und des Arbeitens mit dem Handbuch sinnvoller, nicht alle Beiträge nochmals zu verändern und ausschließlich auf die MWG zu beziehen.

Zum Gelingen dieser zweiten Auflage haben alle Autoren beigetragen, denen wir hierfür herzlich danken. Es fällt nicht leicht, sich nochmals mit schon Geschriebenem und geistig innerlich Abgeschlossenem kritisch auseinanderzusetzen, Ergänzungen anzubringen oder Unklarheiten zu verbessern. Im heute schnelllebigen Wissenschaftsbetrieb ist das nicht selbstverständlich, aber die Bereitschaft aller, dies gewissenhaft und sorgfältig zu tun, war eine große Hilfe und Unterstützung. Besonderer Dank gilt darüber hinaus den neu hinzugekommenen Autoren. Handbücher sind typische Gemeinschaftsproduktionen und wir sind dankbar, dass dies im vorliegenden Fall so kollegial gelungen ist. Ein ganz besonderer Dank gilt Frau Charlotte Zieger, die uns mit Ruhe, Übersicht und Sachverstand bei den vielfältigen Arbeitsschritten zur Aktualisierung des Handbuchs unterstützte und mit großer Sorgfalt die Überarbeitungen und Ergänzungen einarbeitete. Und natürlich wäre ohne das Vertrauen und Verständnis, das uns Frau Ute Hechtfisher vom Metzler Verlag stetig entgegengebracht hat, dieser Band so nicht möglich gewesen.

Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund

Vorwort zur ersten Auflage

Max Weber (1864–1920), der ›Mythos von Heidelberg‹, gilt als ›Klassiker der Klassiker‹ in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Er legt ein großes Werk vor, das erst heute und hundert Jahre später dank der Max Weber-Gesamtausgabe (MWG) in seiner Größe, seinem Umfang und seiner Vielschichtigkeit entschlüsselt werden kann. Durch seinen unerwartet frühen Tod war es ihm nicht vergönnt, sein Werk in geordneter Form und nach eigenen Vorstellungen zu veröffentlichen. Das mussten andere Personen besorgen: Allen voran seine Ehefrau und intellektuelle Weggefährtin Marianne Weber, später unterstützt durch Johannes Winckelmann und Eduard Baumgarten, heute durch die Herausgeber der MWG.

Webers Studien zu Wirtschaft und Technik, Politik und Recht, Religion und Kultur von Antike, Mittelalter und Moderne bilden einen gewaltigen Torso, der bis zum heutigen Tag meist wie ein Steinbruch genutzt wurde. ›Schlag nach bei Max Weber‹ ist immer ein guter Ratschlag für jemanden, der in seiner eigenen Arbeit nicht vorankommt. Aber über dieser Steinbruch-Rezeption ist die Botschaft von Max Weber verlorengegangen. Seine Mission und Vision von Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft und seine historisch-soziologischen Konstellationsanalysen werden durch diese punktuelle Rezeption meist ausgeblendet, ja regelrecht vergessen. Seit einiger Zeit wachsen Bestrebungen, ein sogenanntes »Max Weber-Paradigma« in seinem Kern und seiner Gestalt nachzuzeichnen, um das Weber-sche Erbe für die zeitgenössische Soziologie zu erhalten. Noch ist es vor allem um die theoretischen und methodologischen Kernannahmen zentriert, was die Rede von einem Paradigma im Kuhn'schen Sinne nahelegt. Seine reichhaltigen Analysen dagegen kommen einstweilen noch zu kurz. Gleiches gilt für die Botschaft von Webers Soziologie: Was genau hat uns Weber mit seinen Analysen eigentlich sagen wollen? Diese Frage ist bis heute umstritten und dürfte ein Grund dafür sein, warum eine nicht abreißende Flut von Sekundärliteratur national und international Jahr für Jahr veröffentlicht wird. Diese Flut dürfte zum 150. Ge-

burtstag von Max Weber am 21. April 2014 sicherlich noch einmal ansteigen.

Anlässlich des 150. Geburtstages von Karl Marx schrieb Guenther Roth, dass »revolutionär gestimmte Leute [dessen Geburtstag] geziemender Weise durch Rebellion [feiern]. Für forschungsorientierte Soziologen geben Feiertag und rebellischer Alltag dagegen Anlaß zu kritischen Überlegungen, die als Aufforderung zur Forschung verstanden werden wollen« (G. Roth: Das historische Verhältnis der Weberschen Soziologie zum Marxismus. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 20 (1968), 429). Mit Blick auf das gegenwärtige Jubiläum von Max Weber und dessen Werk gilt dies in noch viel stärkerem Maße. Denn nicht disziplinäre Denkmalpflege oder ritualisierte Selbstvergewisserung sollten die Auseinandersetzung mit seinem Werk leiten, sondern Person und Werk bieten eine Fülle von theoretischen Herausforderungen und intellektuellen Anregungen, die eine intensive intellektuelle und forschungsorientierte Auseinandersetzung geradezu erzwingen. Webers Arbeiten sperren sich in gewisser Weise einer rein historischen Rekonstruktion und gewinnen ihre Kraft erst in Bezugnahme auf aktuelle Problemstellungen und theoretische Entwicklungen.

Das vorliegende Handbuch beansprucht nicht, alle offenen Fragen zu Person und Werk von Max Weber zu beantworten. Es will angesichts der fast fertig vorliegenden MWG sowohl eine aktuelle Bestandsaufnahme von Webers Werk und seiner zentralen Begriffe und Konzepte ermöglichen als auch sein großes Potential für die Analyse aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen oder die Weiterentwicklung theoretischer Fragen in unterschiedlichen Disziplinen deutlich machen. Wir sind überzeugt, dass es gerade Webers scharfe Begriffsbildung ist, die den Kultur- und Sozialwissenschaften heute von Nutzen sein könnte.

Das Handbuch ist in fünf Teile gegliedert: In einem ersten, knappen biographischen Teil beleuchten wir die Person wie auch das Werk von Max Weber und versuchen beides, *Person* und *Werk*, historisch und

systematisch zu verorten. Allen denjenigen, die zum ersten Mal in Berührung mit Weber kommen, sei deshalb die Lektüre dieses ersten Teils als Einstieg empfohlen. Im zweiten Teil wird sein elaborierter *Begriffsapparat* vorgestellt. Zwar war Weber der Auffassung, dass jede Zeit und jede Gesellschaft ihre eigenen Begriffe entwickeln würde. Da wir indes immer noch in einer modernen Gesellschaft leben, haben seine Begriffe an Aktualität und Gehalt nur wenig eingebüßt.

Im dritten Teil werden die *Werke und Werkgruppen* in längeren Einzeldarstellungen vorgeführt. Wir folgen im Großen und Ganzen der Max Weber-Gesamtausgabe. Zunächst werden seine Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Antike und Mittelalter besprochen. Sodann folgen seine zahlreichen Analysen zur Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas, die von den frühen Studien zur Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland bis zu seinen späten Vorträgen über Wissenschaft und Politik als Beruf reichen. Ferner gilt es, Webers *Wissenschaftslehre* in ihren wichtigsten Teilen vorzustellen, die seine Schriften zur Logik und Methodik der Sozialwissenschaften ebenso wie seinen Kampf um ›Wertfreiheit‹ und die Entwicklung der ›verstehenden Soziologie‹ umfassen. Im Zentrum dieser wissenschaftstheoretischen Überlegungen steht der berühmte *Objektivitätsaufsatz* aus dem Jahr 1904, das methodologische Manifest Max Webers, das wir ausführlich diskutieren.

Als vierte und fünfte Werkgruppe folgen seine Überlegungen zur Religion und zu Wirtschaft und Gesellschaft. Die Arbeiten zur Religion präsentieren Webers berühmtesten Text, die *Protestantische Ethik*, gefolgt von der *Vorbemerkung*, in der Weber sein Forschungsprogramm zum okzidentalen Rationalismus präsentiert. Der dritte Text in der religionssoziologischen Abteilung analysiert die *Zwischenbetrachtung*, in der Weber nicht nur seine Vorstellung von der *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* systematisch entwickelt, sondern auch seine institutionelle Theorie der »Wertsphären und Lebensordnungen« nebst den potentiellen Wertkonflikten zwischen Religion und den säkularen Ordnungen von Wirtschaft, Politik, Ästhetik, Erotik und Wissenschaft. Der vierte Text behandelt Webers *Einleitung* in die *Wirtschaftsethik der Weltreligionen*, die seinen analytischen Bezugsrahmen präsentiert. Es folgen schließlich seine materialen Analysen zur Wirtschaftsethik der Weltreligionen, also Konfuzianismus und Taoismus, Hinduismus und Buddhismus sowie das antike Judentum.

Die fünfte Werkgruppe betrifft *Wirtschaft und Ge-*

sellschaft. Weber war es noch vergönnt, den ersten Teil selbst für den Druck fertig zu machen. Er wird jetzt als *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie* als eigenständiges Werk in der Max Weber-Gesamtausgabe präsentiert. Marianne Weber und Johannes Winckelmann hatten entschieden, unter *Wirtschaft und Gesellschaft* nicht nur diesen ersten, von Max Weber selbst noch in den Druck gegebenen, Teil zu publizieren, sondern die nachgelassenen Manuskripte als zweiten Band einfach anzuhängen. Band 1 sollte deshalb als systematischer Teil, Band 2 als historischer Teil von *Wirtschaft und Gesellschaft* gelten. In dieser zweibändigen Form hat das Werk seinen weltberühmten, klassischen Status gewonnen. Warum soll man einen Klassiker auseinandernehmen, der zu einem der zehn wichtigsten Bücher des 20. Jahrhunderts in der Soziologie gewählt wurde? Die Herausgeber der Max Weber-Gesamtausgabe haben indes entschieden, dass Weber selbst eine solche Anordnung wohl nie gewählt haben würde, sondern die nachgelassenen Manuskripte für den Druck noch einmal sorgfältig überarbeitet hätte. Deshalb behält in der neuen Textgestalt nur der erste Band diesen Titel und gilt als Webers »Soziologie«. Die nachgelassenen Manuskripte hingegen werden unter dem ursprünglichen Arbeitstitel »Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte« in fünf Einzelbände zerlegt: 1. »Gemeinschaften« (1921/22); 2. »Religiöse Gemeinschaften« (1921/22); 3. »Rechtssoziologie« (1922); 4. »Herrschaft« (1921); 5. »Die Stadt. Eine soziologische Untersuchung« (1913/14; 1921).

Den Abschluss dieses Teils bilden *Weitere Schriften*, unter denen wir Webers *Musikstudie* und seine *Briefe* gefasst haben. Die *rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* sind eine aufschlussreiche Schrift, die nicht nur musiktheoretisch Interessierte angeht. Denn Weber zeigt hier, dass ihm die Idee zur okzidentalen Rationalisierung beim Studium der abendländischen Musik gekommen ist. Max Weber, der aufgrund seiner jahrelangen Krankheit viel gereist ist, war ein fleißiger Briefeschreiber. Aufgrund des Umfangs und der Vielzahl wie Reichhaltigkeit der Kontakte kann man durchaus von einem eigenständigen »Briefwerk« sprechen. Hier wird nicht nur die Person Max Webers anschaulich, sondern die vielfältigen Konflikte und Auseinandersetzungen auf wissenschaftlichem wie politischem Gebiet, aber auch die enge Verbundenheit mit seiner Familie werden deutlich.

Es folgt ein vierter Teil, den wir *Diskussion* genannt haben und der die Anschlussfähigkeit weberianischen Denkens heute aufzeigen soll. Einen solchen Diskussionskontext, der die Aktualität wie Lebendig-

keit seines Denkens demonstrieren soll, kann man nur stichprobenartig angehen, da sonst Deliberation und Reflexion uferlos würden. Wir haben uns für zehn Stichworte entschieden, die von der okzidentalen Moderne bis zu »Max Weber als Erzieher« reichen. Das Handbuch hätte seine Mission und Vision erfüllt, wenn es gelänge, Max Weber wieder als unseren Zeitgenossen zu empfinden. Spätestens dann würde auch mit seinem analytischen Instrumentarium tatsächlich wieder gearbeitet.

Im fünften Teil befindet sich der *Anhang*, in dem eine Zeittafel die wichtigsten Lebensdaten von Max Weber in Erinnerung ruft. Es folgt die Auflistung der Einzelbände der MWG und eine Liste der Siglen, die über die Abkürzungstechnik des Handbuchs informiert. Ferner ist ein Literaturverzeichnis angefügt, das sowohl die Primär- wie die wichtigste, wenn auch unvollständige Sekundärliteratur versammelt. Tatsächlich ist es unmöglich, die von manchen sogenannte weltweite »Interpretationsindustrie« von Max Weber zur Gänze darzustellen. Das hätte nicht nur den Umfang des Handbuchs gesprengt, sondern die Wahrscheinlichkeit wäre sehr groß geworden, dass wir et-

was »vergessen« hätten. Selbst in abgespeckter Form mussten schmerzhaft Entscheidungen gefällt werden, so dass die Herausgeber an dieser Stelle um Nachsicht bitten, wenn die eine oder andere wichtige Sekundärliteratur am Ende doch unerwähnt bleibt. Eine Liste der Autorinnen und Autoren sowie ein Personenregister beschließen das Handbuch.

Ein Handbuch ist ein Kollektivunternehmen, bei dem viele Personen hilfreich mitgewirkt haben. Allen voran bedanken wir uns bei unseren Autorinnen und Autoren für ihre Begeisterung, uns bei diesem Handbuch zu unterstützen und ihre eigene Arbeit dafür zu unterbrechen. Ferner gebührt ein großer Dank Daniel Birkholz, Florian Eyert, Kerstin Fink, Uta Kühn, Christine Rüschenschmidt und Linus Westheuser, die uns nicht nur geholfen haben, den Überblick über die vielen eingegangenen Beiträge nebst ihrer verschiedenen Versionen zu behalten, sondern tatkräftig redaktionell mitgearbeitet haben. Zuletzt möchten wir Ute Hecht-fischer vom Verlag J. B. Metzler sehr herzlich danken, die jeden unserer tastenden Schritte in der Produktion des Handbuchs mit Rat und Tat begleitet hat.

Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund

I Zur Biographie

1 Person und Werk

Das Jahr 2020

Max Weber ist auch einhundert Jahre nach seinem Tod der zentrale Autor der Soziologie und in besonderer Weise anschlussfähig für die gesamten Kultur- und Sozialwissenschaften. So führt einer internationalen Umfrage der International Sociological Association (1998) zufolge nicht nur *Economy and Society* (*Wirtschaft und Gesellschaft*) mit weitem Abstand die Liste der wichtigsten soziologischen Bücher weltweit an, sondern die Aufsatzsammlung *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* folgt direkt auf Platz 4. Und auch von deutschen Hochschullehrern wird das Werk Max Webers als das wichtigste genannt, das Studierende der Soziologie lesen sollten (Gerhards 2014). Mit Karl Marx führt Max Weber mit großem Abstand die globale Rangliste der 20 wichtigsten Soziologen auf Wikipedia (Beytiá/Müller 2019) an. Diese andauernde Aktualität und Bedeutung zeigt sich auch angesichts der weltweiten Verbreitung der Schriften Max Webers, die mittlerweile in so gut wie allen Weltsprachen verfügbar sind, und insbesondere in Gesellschaften, die sich in tiefgreifenden sozio-ökonomischen oder kulturellen Transformationsprozessen befinden, rezipiert werden (vgl. Hanke 2014).

Webers Arbeiten und Untersuchungen sind in begrifflich konzeptioneller wie auch in inhaltlich-materialer Hinsicht in besonderer Weise hoch aktuell, anschlussfähig und ausgesprochen hilfreich für das Verständnis und die Analyse gegenwärtiger ökonomischer, politischer oder kultureller Prozesse. Und auch die in seinen zeitdiagnostischen Überlegungen verwendeten Metaphern, dass etwa die deutsche Gesellschaft vor einer »anstehenden Polarnacht, mit eisiger Finsternis und Härte stünde«, oder der unaufhaltsame Rationalisierungsprozess die Menschen in ein »stahlhartes Gehäuse der Hörigkeit« zwingt und alle Lebensbereiche durchdrungen werden »bis der letzte Zentner fossilen Brennstoffs verglüht«, zeugen von einer beeindruckend skeptischen und tragischen Weitsicht Webers, deren Evidenz heute besonders sichtbar wird, wie auch die von ihm formulierte Aussicht, dass sich eine Art modernes Fellachentum entwickeln wird.

Webers große Bedeutung liegt zudem darin, dass

an seine Fragestellungen (Lepsius 2016) dauerhaft angeschlossen werden kann, reflektiert er doch stets das Verhältnis von Individuum und sozialer Ordnung im Rahmen kultureller Werte und ökonomischer Interessen. Die entlang dieser Dimensionen aufgespannte Konstellation lässt sich auf unterschiedlichste Phänomene und gesellschaftliche Problemlagen anwenden. Dies galt schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts und zeigt sich auch heute wieder und begründet somit seine kontinuierliche Aktualität.

Faszinierend wie das Werk ist die Person. Max Weber ist ein durch und durch politischer Mensch, der schon in seinem bürgerlichen Elternhaus mit der nationalliberalen Partei und ihren Repräsentanten Bekanntschaft macht. Er ist ein aufrechter Patriot, dem Größe und Schicksal Deutschlands zur obersten Richtschnur politischen Denkens wird. Seine politische Sozialisation wird geprägt durch die Erfahrung mit den beiden Haupt- und Reizfiguren der Geschichte des Kaiserreichs: auf der einen Seite der eiserne Kanzler mit seinen Vorzügen, aber auch seinen unbestreitbaren Schwächen; auf der anderen Seite der jugendlich-nervöse Kaiser, der Deutschland mit allen Mitteln einen »Platz an der Sonne« verschaffen will.

Soziologisch gesehen, entwickelt Weber ein agonales Verständnis von sozialer Wirklichkeit, in dem Konflikt und der ewige Kampf um Macht, Herrschaft und Einfluss in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen dominieren. Im Zentrum seines Ansatzes steht deshalb seine Herrschaftssoziologie, die die Formen und Konstellationen von Machtgefügen nebst ihren Rechtsformen und Verwaltungsapparaten in der Geschichte zu untersuchen erlaubt. Flankiert werden Politik und Herrschaft durch Wirtschaft, Technik und Kapitalismus auf der einen Seite, Kultur, Religion und Wissenschaft auf der anderen Seite. Der Kapitalismus als Antriebsmotor der modernen Gesellschaft gilt Weber als »schicksalsvollste[n] Macht unseren modernen Lebens« (RS I, 4) und avanciert zum Anathema seiner Soziologie. Religion, Wissenschaft und Kultur hingegen sind die Mächte, die dem sozialen Leben und der Lebensführung der Menschen erst Sinn und Bedeutung verleihen. »Was soll ich tun?« und »Wie soll ich leben?« – sind Fragen, die klassischerweise die Religion als zentrale Lebensführungsmacht vor allem vormoderner Gesellschaften zu beantworten hat-

te. Die neuzeitliche Wissenschaft leistet Hilfestellung für das soziale Leben und für die individuelle Lebensführung, weil sie durch wachsende Erkenntnis und Technik immer weitere Bereiche der Gesellschaft mit dem Prinzip der Berechenbarkeit beherrschbar macht. So gesehen, werden Wirtschaft, Politik und Kultur in Antike, Mittelalter und Moderne je einzeln und in ihrem Zusammenspiel thematisch in Webers Werk und spannen einen weit gesteckten Forschungskosmos in seinen Arbeiten auf.

Gerade weil Weber als Kind seiner Zeit einerseits ein wilhelminischer Mensch ist, andererseits aber sein Interesse als moderner Mensch auf die Ambivalenzen, Widersprüche und Konflikte der Moderne richtet, steht er uns fern und ist uns fremd, um zugleich nah und vertraut zu erscheinen. Er wirkt fern und fremd, weil die genuinen Probleme und Spannungen des wilhelminischen Kaiserreichs heute allenfalls noch ein historisches Interesse zu wecken vermögen. Er wirkt überraschend nah und vertraut, wenn er, über den Tellerrand seiner wilhelminischen Zeit hinausblickend, die Eigenart und Einzigartigkeit der modernen Gesellschaft im Werden kongenial in Augenschein zu nehmen vermag.

Zur genaueren Bestimmung von Person und Werk in seinen jeweiligen kontextuellen Bezügen wenden wir uns zunächst der Biographie von Max Weber zu. In einem zweiten Schritt beleuchten wir dann genealogisch und systematisch Struktur und Entwicklung seines Werkes und suchen es in die zeitgeschichtlichen, kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen einzubetten. In einem dritten resümierenden Schritt nähern wir uns Größe und Unikalität von Max Weber. Diese Einführung soll ein erster Einstieg in und ein kleiner Führer durch die ungeheuer weite Forschungslandschaft von Max Weber sein.

Biographie der Person

Am 21. April 1864 wird Max Weber in Erfurt als erstes von acht Kindern in die großbürgerliche Familie von Max Weber sen. und Helene Fallenstein geboren. Sein Vater ist Jurist, stammt seinerseits aus dem Bielefelder Handelspatriziat, ist Magistrat in Erfurt, um dann 1869 Stadtrat in Berlin zu werden und eine Karriere in der Nationalliberalen Partei im Preußischen Abgeordnetenhaus zu beginnen. Max Weber sen. verkörpert den Typus eines bürgerlichen Politikers, pragmatisch, tagespolitisch orientiert, also das, was man mit Wolfgang Mommsen (1974a,b) als ›selbst-

zufriedenen Honoratiorenliberalismus‹ bezeichnen könnte. Sein persönlicher Hedonismus und seine Lebenslust kollidieren immer wieder mit den pietistisch gefärbten Überzeugungen der Mutter. Denn Helene Fallenstein, deren Großvater Regierungsrat und später geheimer Finanzrat im Berliner Ministerium war, verfügt über eine hohe Bildung, durchaus untypisch für Frauen dieser Zeit, und setzt sich vor allem mit religiösen und sozialen Problemen auseinander. Ihr Engagement für die Armen führt zur Etablierung einer Armenverwaltung innerhalb der Charlottenburger Stadtverwaltung.

Max gilt als großes Sorgenkind, erkrankt mit vier Jahren an Meningitis, hat einen mächtigen Schädel, so dass man schon Angst vor einer Wasserkopfbildung hatte, und wird folglich von der Mutter übervorsichtig und protektiv erzogen. Gleichzeitig macht Max schon früh sein Recht als Erstgeborener geltend und fühlt sich in der Rolle als Kronprinz, aber auch als Vermittler in Streitfällen zwischen Eltern und Kindern. Als Jugendlicher in Berlin gilt er als verschlossen, nimmt die Welt vorwiegend durch die Brille seiner Familie und Verwandtschaft wahr. Er gilt als emotional gehemmt, zumal er sich schwer tut, Gefühle zu zeigen. Intellektuell nimmt er eine rasante Entwicklung: Mit 13 Jahren hat er Schopenhauer, Spinoza, Kant gelesen, das Werk von Goethe heimlich unter der Schulbank. Mit 15 Jahren hat er sämtliche antike Klassiker verschlungen wie Homer, Herodot, Vergil, Lucius, Cicero und Sallust. Wie er selbst von sich meinte: »Ich bin intellektuell früh, in allem übrigen aber sehr spät reif geworden« (zit. nach Fügen 1985, 18).

Im Jahr 1882 legt er sein Abitur am Königlichen Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Charlottenburg ab und beginnt mit dem Studium der Jurisprudenz, Geschichte, Philosophie, Theologie und Nationalökonomie. Zunächst verbringt er drei Semester in Heidelberg, 1883 absolviert er eine einjährige Militärzeit in Straßburg. Dort verbringt er viel Zeit in der Familie Baumgarten. Sein Onkel Hermann Baumgarten, ein alter 48er-Liberaler, wird zu einer Art Ersatzvater und Mentor für den politisch aufgeschlossenen Max. Danach studiert er 1883/84 zwei Semester Jura in Berlin, um dann noch ein Vorbereitungssemester in Göttingen dranzuhängen.

Max Weber ist ein vielseitiger und fleißiger Student. Auf Wunsch seines Vaters schließt er sich der Burschenschaft Alemannia in Heidelberg an, stellt seine ›Satisfaktionsfähigkeit‹ auf dem Paukboden unter Beweis und frönt durchaus gern dem harten Renommiertrinken im burschenschaftlichen Kreis. 1886 macht er

sein juristisches Staatsexamen, um dann auch aus pekuniären Gründen bis 1893, dem Jahr seiner Heirat, ins Elternhaus nach Berlin in die Charlottenburger Villa zurückzukehren. Er muss weitere sieben Jahre unter dem Dach des patriarchalischen Vaters und der seelisch dominanten Mutter verbringen – fürwahr eine narzisstische Kränkung für den »Kronprinzen« und ältesten Sohn, der eine glänzende Universitätskarriere anzustreben sich anschickt.

1889 promoviert er bei Levin Goldschmidt über *Die Entwicklung des Solidaritätsprinzips und des Sondervermögens der offenen Handelsgesellschaft aus den Haushalts- und Gewerbevereinigungen in den italienischen Städten*, 1891 folgt die Habilitation bei August Meitzen mit einer Arbeit über *Römische Agrargeschichte*.

In diesem Jahr kommt auch die junge Marianne Schnitger nach Berlin, die von Webers Mutter wie eine Tochter aufgenommen wird. Auch Max und Marianne kommen sich näher. Doch Weber muss zunächst ein Verlobungsversprechen aus seiner Straßburger Zeit mit Emmy Baumgarten lösen, bevor er an eine Heirat mit Marianne Schnitger denken kann. Sein Werbungsbrief an Marianne lautet wie folgt:

»Hoch geht die Sturmflut der Leidenschaften und es ist dunkel um uns, – komm mit mir, mein hochherziger Kamerad, aus dem stillen Hafen der Resignation, hinaus auf die hohe See, wo im Ringen der Seelen die Menschen wachsen und das Vergängliche von ihnen fällt. Aber *bedenke*: im Kopf und Busen des Seemanns muß es klar sein, wenn es unter ihm brandet. Keine phantasiervolle Hingabe an unklare und mystische Seelenstimmungen dürfen wir in uns dulden. Denn wenn die Empfindung Dir hoch geht, mußt Du sie bändigen, um mit nüchternem Sinn Dich steuern zu können« (Weber 1926, 190).

So sah sein Heiratsantrag aus, der von Erfolg gekrönt war, denn die Hochzeit folgte am 20. September 1893 in Oerlinghausen. Das Ergebnis war eine Kameradschaftsehe, die wohl sexuell niemals vollzogen wurde. Weber hatte Hemmungen, konnte sich nicht überwinden, und es sollte dauern, bis er die Erotik für sich entdeckte, dann aber nicht mit seiner Ehefrau.

»Max Weber und die Frauen«, ist ein besonderes Thema, wie Ingrid Gilcher-Holtey (1988) in ihrer Studie gezeigt hat. Es waren maßgeblich vier Frauen, die für Webers Entwicklung bedeutsam waren: (1) Seine Mutter Helene, die er als Heilige verehrt und geliebt sowie gegen die patriarchalische Anspruchshaltung des Vaters in Schutz genommen hat. (2) Seine Frau

Marianne, mit der er eine lebenslange, unverbrüchliche Beziehung auf der Basis einer Gefährtenschaft einging. (3) Mina Tobler, eine Schweizer Pianistin und Klavierlehrerin in Heidelberg, zu der er sich erotisch-sinnlich seit 1907 hingezogen fühlt (vgl. Lepsius 2004). Sie ist es, die sein Interesse an moderner Musik, Malerei, Plastik und Literatur zu wecken versteht. Im Zuge dieser Kunstphase fertigt er seine Studie über *Die rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik* an. (4) Else Richthofen-Jaffé, die erste Studentin von Weber, die zunächst mit seinem jüngeren Bruder Alfred, ebenfalls einem bekannten Soziologen, liiert ist, dann den vermögenden Edgar Jaffé heiratet, mit der erotischen Bewegung von Otto Groß in Berührung kommt und mit dem Guru der freien Liebe ein Kind zeugt, worüber ihre Ehe mit Edgar Jaffé zerbricht (vgl. Green 1980). 1910 setzt wieder ihre freie Beziehung zu Alfred ein. Im Jahr 1917 hingegen beginnt sie ein erotisches Verhältnis mit Max, um dann nach dessen Tod schließlich doch mit Alfred den Lebensabend zu verbringen.

Im Kontext dieser Frauen durchlief Weber einen Sozialisations- und Erfahrungsprozess. Und schon 1915 hat er in der *Zwischenbetrachtung* seiner Religionssoziologie der Erotik den Status einer eigenständigen und mächtigen Lebenssphäre zugewiesen.

»Gerade darin: in der Unbegründbarkeit und Unerschöpfbarkeit des eigenen, durch kein Mittel kommunikablen, *darin* dem mystischen »Haben« gleichartigen Erlebnisses, und nicht nur vermöge der Intensität seines Erlebens, sondern der unmittelbar besessenen Realität nach, weiß sich der Liebende in den jedem rationalen Bemühen ewig unzugänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags« (RS I, 560 f.).

Am Ende seines Lebens wird Max Weber in Absprache mit Marianne den vier wichtigen Frauen seines Lebens noch die Widmungen für *Wirtschaft und Gesellschaft* sowie der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* bestimmen: *Wirtschaft und Gesellschaft* gilt dem Andenken der Mutter, Helene Weber, geb. Fallenstein, Band I der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* mit Protestantismus und Konfuzianismus ist seiner Frau Marianne gewidmet, mit dem Zusatz »bis ins Pianissimo des höchsten Alters«; Band II über Hinduismus und Buddhismus ist Mina Tobler zugeeignet; Band III über das antike Judentum ist Else Jaffé-Richthofen zugeeignet.

Nach der Heirat mit Marianne 1893 beginnt Webers steiler beruflicher Aufstieg. Im gleichen Jahr, im Alter von 29 Jahren, wird er zunächst Extraordinarius für Handels- und deutsches Recht an der Berliner Universität, um bereits 1894 einen Ruf als Ordinarius für Nationalökonomie in Freiburg zu erhalten. 1896 folgt er dem Ruf auf den renommierten Lehrstuhl von Karl Knies in Heidelberg. Alles läuft auf eine glänzende, in festen bildungsbürgerlichen Bahnen eingeschiente Karriere hinaus, wenn es nicht zum tragischen Konflikt mit dem Vater gekommen wäre.

1897 besuchen Webers Eltern das junge Paar in Heidelberg. Zuerst kommt die Mutter nach Heidelberg, einige Zeit später folgt der Vater, und es kommt zu einer Auseinandersetzung über das Selbstbestimmungsrecht der Mutter. Max jun. fordert den Vater vehement dazu auf, ihr mehr Freiheiten zuzugestehen und ihren Seelenfrieden nicht zu stören. Nach dem Disput wirft er den Vater hinaus, der allein nach Berlin zurückkehrt. Nach wenigen Wochen auf einer Reise nach Riga verstirbt Max Weber senior, ohne dass sich Vater und Sohn noch ausgesöhnt hätten. Dies stellt eine starke Belastung für Max Weber junior dar. In Verbindung mit der wahrscheinlich schon bestehenden psychischen Erkrankung Webers, seiner intensiven und anstrengenden Lebensweise und vielfältigen Konflikten folgt 1898 ein Zusammenbruch. Diese schwere Nervenkrise, die ihn völlig lahmlegt, führt zum Rückzug aus der Universität. Zwischen 1900 und 1902 ist Weber kaum in Heidelberg. Vielmehr wechseln sich längere Aufenthalte in Sanatorien, Reisen und »stumpfes Brüten« ab. Die Genesung schreitet nur langsam voran, so dass Weber nicht mehr wissenschaftlich arbeiten kann. Angesichts seiner Krankheit ist er freigesetzt vom Beruf und führt ein unstetes Reise- und Wanderleben. 1903 scheidet er endgültig aus dem Heidelberger Amt aus und wird Honorarprofessor mit Lehrauftrag, aber ohne Promotionsrecht und auch ohne Mitspracherecht in seiner Fakultät.

Dieses »Schicksal« hatte bemerkenswerte Folgen. Max Weber, der große Kultur- und Sozialwissenschaftler und einer der größten Denker des 19. und 20. Jahrhunderts in einer Reihe mit Marx, Nietzsche, Freud und Einstein – wird Privatgelehrter und privatisiert. Aus heutiger Perspektive muss man dies als Glücksfall ansehen. Ohne diesen Rückzug und die Chance zu großer Muße dürfte die Nachwelt wohl kaum dieses umfassende Werk besitzen. Weber hatte es trotz dieses Schicksalsschlages nicht schlecht getroffen. Er lebte in Heidelberg und zog 1910 in eine Villa am Heidelberger Neckarufer mit Blick auf das

Schloss, verfügte über ein üppiges Erbe seiner Frau und hatte damit die Chance zu zahlreichen Reisen in die Sonne, wann immer er den depressiven Wirkungen des deutschen Dunkelwetters entkommen musste: Krankheit als Flucht, Krankheit als Chance zu einem großen Werk, Krankheit als Lebensform. Freilich ist das die Sichtweise der Nachgeborenen. Für Weber selbst markierte diese Phase eine tiefe Zäsur in seinem Leben. Nach dem titanenhaften Aufstieg des Götterlieblings des wilhelminischen Wissenschaftssystems folgte der tiefe Absturz in Krankheit und Depression, von der er sich zwar erholen sollte, aber nie mehr genesen konnte. Von nun an befand er sich gleichsam am anderen Ufer, ist doch die Welt der Kranken wie durch eine Scheidewand von der Welt der Gesunden getrennt.

Die Jahre 1903/04 markieren mit dem *Roscher Aufsatz* den Wiedereintritt von Max Weber in den Kosmos der Wissenschaft und des Diskurses. Auf Einladung von Hugo Münsterberg reist er zu einem wissenschaftlichen Kongress im Rahmen der Weltausstellung nach St. Louis, Missouri, und hält seinen ersten akademischen Vortrag seit sechseinhalb Jahren über »Deutsche Agrarprobleme in Vergangenheit und Gegenwart«. Tief beeindruckt von den USA als Modell moderner Gesellschaft (Kamphausen 2002; Müller 2012; Offe 2004; Scaff 2013), macht er fast die gleiche Rundreise wie Alexis de Tocqueville ein dreiviertel Jahrhundert vor ihm. Im gleichen Jahr übernimmt er mit Edgar Jaffé und Werner Sombart die Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* und publiziert dort auch gleich seinen berühmten *Objektivitätsaufsatz*, in dem er die methodologischen Grundlagen seiner Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft darlegt. 1904/05 erscheint auch seine berühmte Studie zur *Protestantischen Ethik*. Seine These einer Wahlverwandtschaft zwischen Protestantismus und dem Geist des Kapitalismus sollte eine lange Kontroverse auslösen.

1909 gehört er zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und bezeichnet sich von da an auch endgültig als Soziologe. Im Frühjahr 1913 und 1914 reist er nach Ascona am Lago Maggiore, um Else Jaffé zu unterstützen und sie in ihren Auseinandersetzung mit Otto Groß hinsichtlich ihres gemeinsamen Kindes zu vertreten. Am Monte Verità beobachtete er dann aber auch das Treiben von Anarchisten, Naturmenschen und Vegetariern, vor allem natürlich die beiden Hauptprotagonisten Otto Groß und Erich Mühsam. Er legt seine anfänglichen Ressentiments ab und beginnt die lebensreformerische

schen Bewegungen zu verstehen. Es scheint sich so etwas wie eine Empathie zwischen dem Nervenpatienten und den alternativen Lebensweisen zivilisationsmüder Aussteiger anzubahnen.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 unterbricht er seine wissenschaftliche Arbeit, da er als Reserveoffizier zum Dienst in das Lazarett von Heidelberg eingezogen wird. Weber, der zunächst die allgemeine Kriegsbegeisterung mit den meisten Deutschen teilt, wird schon bald skeptisch, vor allem angesichts der rasch ausufernden Kriegszielforderungen der Ultrarechten ab 1916. Bis zum Kriegsende 1918 hofft er noch auf eine halbwegs faire Friedensregelung, die Kriegsniederlage trifft ihn dann tief. Wie Lord Keynes auf englischer Seite, nimmt Max Weber 1919 als Mitglied der deutschen Friedensdelegation an den Verhandlungen zum Versailler Vertrag teil. Und ähnlich wie Keynes, der die französische Intransigenz und den naiven amerikanischen Idealismus Wilsonscher Prägung in seinem Buch *The Economic Consequences of the Peace* (1919) aus demselben Jahr kritisiert, in dem er den Zweiten Weltkrieg nach diesem Knebelfrieden für die Deutschen quasi voraussagt, kehrt auch Weber sehr besorgt aus Versailles zurück. Er mischt sich aktiv in die Politik ein, schon 1918 wurde er Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei, arbeitet an der Weimarer Reichsverfassung mit und tritt für die Parlamentarisierung in Deutschland unter Führung eines vom Volk gewählten Reichspräsidenten ein.

1918 kehrt er auch an die Universität zurück und nimmt probeweise einen Lehrstuhl für Nationalökonomie in Wien an, um dann 1919 als Nachfolger von Lujo Brentano nach München zu wechseln, auch und vor allem, um in der Nähe von Else Jaffé-Richthofen sein zu können, die nach Wolfratshausen gezogen war. Den privaten Konflikt zwischen ehelicher Gefährten-treue und freier leidenschaftlicher Erotik muss er am Ende nicht mehr lösen. Die Wahl zwischen den beiden Frauen bleibt ihm erspart, denn er stirbt überraschend infolge einer zu spät behandelten Lungenentzündung am 14. Juni 1920 in München.

Dieser knappe Abriss vermag lediglich die Skizze eines Lebensbildes von Max Weber zu geben, die nur die wichtigsten Ereignisse und Stationen seines Lebens schildern, aber bei weitem nicht den Facettenreichtum seiner Persönlichkeit ausschöpfen kann. Lange Zeit war eine umfassende und erschöpfende Biographie zu Leben und Werk von Max Weber ein Desiderat. So sind wir immer noch auf das Werk seiner Ehefrau und intellektuellen Weggefährtin Marianne Weber (1926) angewiesen, die in *Max Weber. Ein*

Lebensbild ein unvergessliches und großartiges Porträt ihres Mannes und des Gelehrten Weber in seiner Zeit gezeichnet hat. Guenther Roth (2001) hat *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950* nachgezeichnet, die den Kreis reicher deutsch-englischer Handelsfamilien, denen Max Weber entstammt, lebendig werden lässt. Vor kurzem hat Joachim Radkau (2005) ein breit angelegtes und ehrgeiziges Werk vorgelegt, um Max Webers *Leidenschaft des Denkens* auf fast 1000 Seiten nachzuvollziehen. Das Ergebnis ist ein profundes Lese- und Nachschlagewerk, aber keine Biographie aus einem Guss. Im Vorgriff auf seine große Biographie hat Dirk Kaesler (2011) seinen »kleinen Weber« vorgelegt, der zuverlässig über dessen Leben und Wirken informiert. Sie vermag wohl die kleine, aber feine Biographie Webers von Hans Norbert Fügen (1985) in der rororo-Reihe zu ersetzen. 2014 erschien die »große« Weber-Biographie von Kaesler, die weitere ungeklärte Fragen, die um Webers Leben und Werk ranken, beseitigt (vgl. Kaesler 2014). In seinem Buch *Max Weber in Amerika* hat jüngst Lawrence Scaff (2013) nicht nur ein gelungenes Porträt von Webers Amerikareise im Jahre 1904 geliefert, sondern auch die Rezeption von Weber in den USA rekonstruiert. Es zeigt, wie wichtig der Rückimport von Weber aus den USA nach Europa war, um seine Stellung als Klassiker zu bekräftigen. Jürgen Kaube (2014) hat eine fulminante Biographie vorgelegt, die geschickt Person und Werk verknüpft und den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Kontext klug ausleuchtet.

Versucht man, sich schließlich einen Reim auf die Person von Max Weber zu machen, so wird man unwillkürlich an Immanuel Kants (1983, 41) berühmten Ausspruch aus seiner *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* von 1784 erinnert: »aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden«. Im Fall Webers fallen gerade die Antinomien seiner Persönlichkeit und seiner Existenz ins Auge, die diesen Menschen zeit seines Lebens fast zerrissen hätten.

So war Weber einerseits nüchtern, sachlich, asketisch und diszipliniert, und in diesem Teil seiner Persönlichkeit näherte er sich dem Gesamthabitus des Puritaners und seiner methodisch-rationalen Lebensführung an, wie er ihn in seiner *Protestantischen Ethik* beschrieben hat. Als Gelehrter verfocht er vehement das Postulat der Wertfreiheit, plädierte für wissenschaftliche Redlichkeit und Rechtschaffenheit, denn der Wissenschaftler kennt nur einen Wert, den der

Wahrheit. Alle kulturellen, politischen und ethischen Erwägungen oder gar Vorschriften der ›politischen Korrektheit‹, wie sie Öffentlichkeit, Politik und Geistes- und Sozialwissenschaften heute durchziehen, wären ihm ein unerträgliches Gräuel gewesen. Mit dieser objektiven und unparteilichen Haltung, *sine ira et studio*, zeichnete ihn eine unglaublich zielsichere wissenschaftliche und politische Urteilskraft aus, die nicht nur für seine Mitmenschen, sondern auch heute noch einen Gutteil der Faszination von Max Weber ausmachen. Selbst da, wo Weber sich geirrt hat, irrte er noch überzeugend.

Andererseits wohnten, wie in Goethes berühmtem Drama des *Faust*, zwei Seelen in seiner Brust: eine enorme Leidenschaftlichkeit, wenn auch mit Unterdrückung und Hemmungen im Gefühlsausdruck verbunden, ›kleine Laster‹, sei es sein Alkoholproblem, das ihm als Spätfolge seiner Existenz als Burschenschaftler lange Jahre zu schaffen machte, sei es sein unbefangener Drogenkonsum, denn ähnlich wie Freud probierte Weber jede Droge aus, wenn sie ihm Linderung von seiner Krankheit zu verschaffen versprach. Schließlich kam auch noch seine spät entdeckte erotische Leidenschaft hinzu, die Verwicklungen auslöste, welche die Grundlage seiner bürgerlichen Lebensführung zu zerstören drohten. Ähnlich wie Goethe, der sich auch nochmals gehäutet und im fortgeschrittenen Alter seine erotische Erfüllung gefunden hatte, träumte auch Max Weber von mehr und anderem als der Gefährtenehe, als er sich auf eine intime Beziehung mit Else Jaffé-Richtthofen (vgl. Green 1980) einließ – einer in jeder Hinsicht lebens- und liebeserfahrenen Frau.

Diese Ambivalenz, die wir in Webers Persönlichkeitsstruktur ausmachen können, kehrt auch in der systematischen Ambivalenz seiner Beurteilung der westlichen Moderne wieder. Auf der einen Seite ist da der bürgerliche Berufs-, Karriere- und Erfolgsmensch, der sich zu einer methodisch-rationalen Lebensführung zu disziplinieren, fast möchte man sagen, zu vergewaltigen vermag. Das ist die eine Seite der Medaille – der Vorzeige-Weber, wie man ihm in hagiographischer Absicht bei vielen verehrungswilligen Interpreten, die auf den Spuren seiner Ehefrau Marianne wandeln, begegnen kann: Weber, der heroische Titan und »Mythos von Heidelberg«, wie er genannt wurde. Auf der anderen Seite ist da der Fluchtmensch, die Leidenschaft, die Sehnsucht nach einer anderen Lebensform, nach Aus- und Aufbruch zu neuen Ufern, ein fast schon Bergsönscher »*élan vital*«, der das Vernunftgehäuse moderner Hörigkeit aufzusprengen suchte:

Weber, der leidenschaftliche und zerrissene Mensch. Das ›Faszinosum Weber‹, seine Größe und Ambivalenz, seine Kraft und seine Zerrissenheit, sein Genie und seine Dämonie, wird im Spiegel seiner Zeitgenossen deutlich (vgl. Ando 2003; Ay/Borchardt 2006; König/Winckelmann 1985). Daher rührt sein Interesse für den Monte Verità und die Lebensreformbewegung (Gebhardt 1994), seine Beschäftigung mit der Russischen Revolution und dem Anarchismus (vgl. Whimster 1999), seine Vorliebe für neue Formen der Kunst, überhaupt seine Beschäftigung mit Formen und Funktionen des Charismas, das die routinisierte Erstattung gesellschaftlichen Lebens aufzusprengen vermag.

Es ist dieser Kampf mit sich selbst, mit der Askeze und der Leidenschaft, mit den ›Forderungen des Tages‹ und dem Leiden, aber auch mit den gesellschaftlichen Wertsphären und Lebensordnungen, deren ›Götter‹ an den modernen Menschen unvereinbare, ja widersprüchliche Anforderungen stellen, die sich nicht ohne weiteres im Sinne einer Synthese oder eines höheren Wertes im Rahmen einer komplexen Lebensführung versöhnen lassen, die seiner Person eine durchaus tragische Note verleihen. Dieser tragische Grundzug kehrt auch in seinem Werk wieder.

Biographie des Werkes

Die Geburt eines Klassikers?

Als Max Weber im Jahre 1920 plötzlich und unvermutet stirbt, ist die Bestürzung seiner Zeitgenossen denkbar groß und allgemein. Wie die zahlreichen Nachrufe (vgl. König/Winckelmann 1985) zeigen, wird vor allem der großen Person, dem großen Deutschen und der intellektuellen Lichtgestalt nachgetrauert. Von seinem Werk dagegen ist kaum die Rede. Natürlich kannte man die Debatte um die *Protestantische Ethik*; wirtschafts- und sozialpolitische Kreise hatten die Enqueten zur *Lage der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland* verfolgt, zu denen er die methodologischen Einführungen verfasst hat, ökonomisch interessierte Kreise seine Schriften über die *Börse* zur Kenntnis genommen. Aber dass Weber ein Werk vorgelegt hatte, das ihn zum Klassiker der Kultur- und Sozialwissenschaften machen sollte, blieb seinen Zeitgenossen erst einmal verborgen. Selbst Menschen, die ihm nahestanden und dann ihr eigenes wissenschaftliches Arbeiten unter den Stern dieses großen Mannes stellen sollten, waren ahnungslos. Karl Jaspers bemerkt in seiner Gedenkrede auf Max Weber vor Heidelberger Studenten im Jahre 1920 lapidar:

»Sieht man sein *Werk* an, wie es vorliegt, so findet man eine Fülle einzelner Arbeiten. Aber eigentlich sind alle *Fragmente*. [...] Es ist kaum je ein Buch von ihm erschienen, früher einmal die Römische Agrargeschichte, eine Broschüre über die Börse, in den letzten Jahren einige Vorträge als Hefte, sonst nichts. Alles andere steckt in Zeitschriften, Archiven, Zeitungen« (Jaspers 1988, 32f.).

Vor diesem Hintergrund fragt sich Jaspers zu Recht: »Ist es möglich, angesichts dieses fragmentarischen Charakters Max Weber als den geistigen Gipfel der Zeit zu empfinden?« Seine weiteren Ausführungen machen indes unmissverständlich klar, dass dies für ihn eine rein rhetorische Frage ist. Jaspers sieht in Weber einen Philosophen, der den Geist der Zeit in sich verkörpert. »Einen existentiellen Philosophen aber haben wir in Weber leibhaftig gesehen. Während andere Menschen wesentlich nur ihr persönliches Schicksal kennen, wirkte in seiner weiten Seele das Schicksal der Zeit. [...]. Der Makroanthropos unserer Welt stand in ihm gleichsam persönlich vor uns« (ebd., 36f.).

Am Beginn der Rezeption schlägt die große Persönlichkeit also das große Werk. Erst dank der Herausgebertätigkeit von Marianne Weber, Johannes Winckelmann und den heutigen Herausgebern der Gesamtausgabe Horst Baier, M. Rainer Lepsius, Wolfgang J. Mommsen, Wolfgang Schluchter, Johannes Winckelmann sowie Gangolf Hübinger wurde nach und nach der Umfang des Werkes von Max Weber einer größeren wissenschaftlichen Öffentlichkeit im In- und Ausland bekannt. Allmählich trat die Person hinter das voluminöse *Ceuvre* zurück, auch wenn die Neugier auf Leben und Leiden Max Webers bis zum heutigen Tage ungebrochen ist. Wir können die weit verzweigte Rezeption seines Werkes an dieser Stelle nicht nachzeichnen.

Als der junge amerikanische Soziologe Talcott Parsons in den 1920er Jahren für ein Jahr zum Studium nach Heidelberg kommt, trifft er noch auf seinen Bruder Alfred und macht zum ersten Mal Bekanntschaft mit den Arbeiten von Max Weber. An der London School of Economics, an der er zuvor studiert hatte, war dessen Name kein einziges Mal gefallen. Parsons macht es sich zu seiner Lebensaufgabe, das Werk Max Webers einem anglo-amerikanischen Publikum näherzubringen. Er übersetzt 1930 die *Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1947 gemeinsam mit A. M. Henderson die ersten vier Kapitel von *Wirtschaft und Gesellschaft* und legt mit seiner Theoriegeschichte in systematischer Absicht, der zweibändi-

gen Studie *The Structure of Social Action* (1937/1968), eine bis heute mustergültige Interpretation von Webers Ansatz vor. Andere soziologische Emigranten aus Deutschland beteiligten sich an dieser Herkulesaufgabe. Reinhard Bendix (1960) legte eine erste Werkbiographie vor, die weltweit großen Einfluss auf die Rezeption nehmen sollte. Guenther Roth und Claus Wittich (1968) lieferten die erste vollständige Übersetzung von *Wirtschaft und Gesellschaft*, während Hans Gerth und C. Wright Mills den Auswahlband *From Max Weber* (1946) zusammenstellten, mit dem bis zum heutigen Tag die Studierenden an amerikanischen Universitäten in das Werk von Weber eingeschult werden.

In Frankreich ist es vor allem Raymond Aron zu verdanken, dass Weber als einer der wichtigsten deutschen Soziologen bereits Ende der 1920er Jahre vorgestellt wird. Aron hatte die Zeit seines Studiums in Deutschland dazu genutzt, die wichtigsten Vertreter einer deutschen Soziologie wie Ferdinand Tönnies, Georg Simmel und Max Weber zu studieren. Sein kleines Büchlein wurde so einflussreich, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg auch in die deutsche Sprache (Aron 1953) übersetzt wurde. Max Weber figurierte auch prominent in Arons (1971) zweibändiger Theoriegeschichte *Hauptströmungen des soziologischen Denkens*. Da Aron aber als Gegenspieler von Jean-Paul Sartre als konservativer Sozialwissenschaftler in Frankreich galt, wurde diese Charakterisierung mit abträglichen Folgen für die Rezeption auch auf Max Weber übertragen. Erst der junge Pierre Bourdieu, der seine Studien zur Kabylei mit Hilfe von Webers *Protestantismus-Studie* schrieb, sollte in Frankreich für ein neues Bild von Weber als kritischem Soziologen (vgl. Colliot-Thélène 2006) sorgen.

In Deutschland hingegen nahm die Rezeption von Max Weber erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtig Fahrt auf. Man kann ohne Übertreibung feststellen, dass Max Weber aus Amerika nach Deutschland reimportiert wurde. Vor allem im Gefolge des Soziologentages von 1964 in Heidelberg (Stammer 1965) anlässlich des hundertsten Geburtstags von Max Weber setzte eine intensive Diskussion ein, die seither nicht abgerissen ist. Mittlerweile hat diese intensive Interpretations- und Rezeptionstätigkeit zur Herausbildung eines *Max-Weber-Paradigmas* (vgl. Albert u. a. 2003) geführt.

Dennoch sollte Karl Jaspers am Ende mit seiner Einschätzung Recht behalten. Auch jetzt, wo das Werk Max Webers durch die Gesamtausgabe mustergültig erschlossen wird, entpuppt es sich als großes »Frag-

ment«. Tatsächlich ist sein Œuvre ein riesengroßer Torso, wie die Max Weber-Gesamtausgabe (MWG) zum ersten Mal in anschaulicher Weise deutlich macht. Angesichts seiner Komplexität und Vielgestaltigkeit kann man sein Werk genealogisch (Schluchter 1980; 1988a; 2006) oder systematisch (Kaesler 1995) angehen. Das vorliegende Handbuch verfolgt insgesamt eine systematische Logik, die das Œuvre in sechs Werke und Werkgruppen in Anlehnung an die MWG zerlegt:

1. Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Antike und Mittelalter;
2. Studien zur Sozial-, Politik- und Wirtschaftsverfassung Deutschlands und Europas;
3. Wissenschaftslehre;
4. Religionssoziologische Werke;
5. Wirtschaft und Gesellschaft;
6. Weitere Schriften (die Musiksoziologie und die Briefe).

Diese Einleitung sucht deshalb eine Werkgenealogie in systematischer Absicht vorzulegen, um sowohl den einzelnen Phasen im Werk Rechnung zu tragen, wie auch deren systematischen Ertrag für das Gesamtwerk Webers deutlich zu machen. Wir haben dabei eine bewusst asymmetrische und teilweise selektive Darstellungsweise gewählt und die Partien stärker hervorgehoben, die wenig bekannt sind. So gerät etwa die *Protestantische Ethik* recht knapp, weil berühmt, während die *Agrarverhältnisse im Altertum* – sonst nur den Fachgelehrten geläufig – hier ausführlich geschildert wird, enthält sie doch schon früh eine »Soziologie« der antiken Gesellschaft.

Man kann Max Webers Werk in drei große Phasen (Schluchter 1980; 2006) einteilen, wenn man anerkennt, dass es Überschneidungen gibt und Weber seine Texte Jahre später zwecks Publikation grundlegend überarbeitet hat. Das gilt zum Beispiel für seinen Beitrag zum *Handwörterbuch der Staatswissenschaften* über die *Agrarverhältnisse im Altertum*: In der ersten Auflage von 1897 umfasst er 18, in der zweiten Auflage von 1898 bereits 28 Seiten, um in der dritten Auflage von 1908 auf den Umfang von 136 Seiten anzuschwellen, was einer Buchlänge von 300 Seiten entspricht. Da dieser buchlange Artikel Webers Überlegungen zur Wirtschafts-, Politik- und Sozialwelt der Antike beschließt, gehört er sachlich in die erste Phase seines Schaffens, obgleich er bereits auf die Sozialökonomie des Kapitalismus der zweiten Phase verweist.

Die erste Phase erstreckt sich von 1889 bis 1898; die zweite Phase beginnt 1903/04 und reicht bis zum Jahr

1910; die dritte Phase umfasst die Jahre zwischen 1910 und 1920.

Die erste Phase (1889–1898)

Max Webers erste Schaffensphase scheint auf den ersten Blick noch nicht recht erkennen zu lassen, dass hier das größte Werk der klassischen Soziologie entstehen sollte. Vielmehr fallen in diese Periode seine Qualifikationsarbeiten einerseits, seine ersten eigenständigen Publikationen andererseits. Doch dieser Schein trügt. Denn schon hier lässt sich thematisch Webers Interesse erkennen, das auch seine künftige Arbeit anleiten sollte. Ihn interessieren Formen der Agrarwirtschaft, ja des Agrarkapitalismus in Geschichte und Gegenwart. Von dieser Problematik, die er vergleichend in Antike, Mittelalter und Neuzeit analysiert, hofft er, Erkenntnisgewinne zu ziehen für die Agrarprobleme des Kaiserreiches. Marianne Weber, die seine Arbeiten bereits im Jahr 1924 als *Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* herausgibt, bemerkt in ihrem Vorwort zu Recht: »Agrargeschichtliche und agrarpolitische Probleme beschäftigen Weber während seiner ganzen ersten Produktionsphase« (GASW, Vorwort, III).

Dissertation und Habilitation

Bereits seine Dissertation *Zur Geschichte der Handelsgesellschaften im Mittelalter* (1889) ist im strengen Sinne keine rein juristische Arbeit, sondern behandelt rechtliche, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge mit Blick auf die Entstehung des Kapitalismus. Weber fragt nach der historischen Entstehung dieser Wirtschafts- und Betriebsform, indem er die Trennung von Familien- und Betriebsvermögen untersucht und zugleich prüft, ob mehr Elemente aus dem römischen oder germanischen Recht in diesem Prozess entscheidend sind.

Seine Habilitationsschrift knüpft an die Forschung von August Meitzen an und behandelt *Die römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht* (1891). Anhand des umkämpften *ager publicus*, also des Landes in Gemeinbesitz, sucht Weber den Wandel vom ursprünglichen Gemein- zum Privateigentum nachzuzeichnen. Hier wie schon in der Dissertation geht es ihm um den Zusammenhang von Wirtschaft und Recht, dem römischen Agrarkapitalismus und dem Institut des Privateigentums, wobei er auch die sozialen Aspekte, wie die problematische Lage der Bauern, nicht außer Acht lässt.

Kultur und Gesellschaft der Antike

Seine Studie über *Die sozialen Gründe des Untergangs der antiken Kultur* (1896) unternimmt den kühnen Versuch, den Untergang Roms, »jene *Kulturdämmerung* in der antiken Welt«, als »die innere Selbstauflösung einer alten Kultur« (GASW, 290 f.) zu rekonstruieren. Er weist alle typischen Dekadenargumente (Luxus, Despotismus, Emanzipation der Frau, Barbareneinfälle etc.) zurück und behauptet stattdessen, dass es gerade die »Befriedung des antiken Kulturkreises« (ebd., 299) durch die Beendigung der römischen Expansionskriege gewesen ist, welche den Strom von Sklaven als billige Arbeitskräfte im Römischen Reich versiegen ließ. Und auch hier berücksichtigt Weber die gesellschaftlichen Faktoren der spätrömischen Sozialstruktur:

»Die *ständische Gliederung* hatte an Stelle des alten einfachen Gegensatzes von Freien und Unfreien begonnen. Eine in ihren einzelnen Stadien fast unmerkliche Entwicklung führte dazu, weil die ökonomischen Verhältnisse dahin drängten. Die Entwicklung der *feudalen Gesellschaft* lag in der Luft schon des spätrömischen Reiches« (ebd., 303).

Vollends als Experten für die sozialökonomischen Verhältnisse der Antike zeigt ihn sein Artikel *Agrarverhältnisse im Altertum* für das *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*. Fasste er sich in seinem ersten Beitrag 1897 noch relativ kurz, so ergänzte Weber diesen Artikel in der zweiten Auflage (1898) ehe er es für die 3. Auflage (1908/09) erweiterte. Es stellte somit quasi ein eigenes Buch (ebd., 1–288) dar, das damit gewissermaßen schon in seine zweite Werkphase fällt. In seiner Einleitung entwickelte Weber in Grundzügen eine ökonomische Theorie der antiken Staatenwelt, die neben dem regionalen Vergleich Okzident – Orient den historischen Vergleich zwischen Antike und Mittelalter heranzieht und die Begrifflichkeit (Kapitalismus, Feudalismus usw.) testet. Seine Problemstellung ausweitend zu einer »Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums« (ebd., 1, Fn 1), analysiert er das Verhältnis zwischen Wirtschafts-, Arbeits-, Militär- und Staatsverfassung sowie der Sozialstruktur, welche die Agrarverhältnisse hervorbringen. Im Vergleich zu ostasiatischen Kulturvölkern geht im Okzident das Sesshaftwerden mit dem Wechsel von Viehzucht zu Ackerbau, der Entstehung von primitiven Flurgemeinschaften (Mark, Allmende) und eines starken »Individualismus: des Herdenbesitzes« (ebd., 2) einher. Was den Vergleich von Antike und Mittelalter

anbetrifft, so unterscheidet sich der antike Stadtfeudalismus deutlich vom mittelalterlich-ländlichen Feudalismus. Trotz markanter Unterschiede plädiert Weber für die Verwendung der Kategorie »Feudalismus«, denn er fragt sich,

»warum nicht *alle* jene soziale Institutionen, welchen die Herausdifferenzierung einer für den Krieg oder den Königsdienst lebenden Herrenschicht und ihre Sustaination durch privilegierten Landbesitz, Renten oder Fronden der abhängigen waffenlosen Bevölkerung zugrunde liegt, in den Begriff einbezogen werden sollten, die Amtslehen in Ägypten und Babylon ebensogut wie die spartanische Verfassung« (ebd., 3).

Wenn man indes für eine weite Begriffsverwendung plädiert, dann muss man neben den Gemeinsamkeiten stets auch die genauen Unterschiede in den Formen des Feudalismus herausarbeiten. Denn:

»Es wäre nichts gefährlicher, als sich die Verhältnisse der Antike »modern« vorzustellen: wer dies tut, der unterschätzt, wie dies oft genug geschieht, die Differenziertheit der Gebilde, welche auch bei uns schon das Mittelalter – aber eben in *seiner* Art – auf dem Gebiet des Kapitalrechts hervorgebracht hatte, und welche *dennoch* an dem Abstand seiner Wirtschaftsverfassung von der unsrigen nichts ändern« (ebd., 10).

Wie steht es mit dem Kapitalismus: »kennt das Altertum (in einem kulturhistorisch relevanten Maß) kapitalistische Wirtschaft?« (ebd., 12). Das ist natürlich eine Frage der Definition.

»Wenn man [...] den Begriff der »kapitalistischen Wirtschaft« nicht unmotivierterweise auf eine bestimmte Kapitalverwertungsart: die Ausnutzung fremder Arbeit durch Vertrag mit dem »freien« Arbeiter, beschränkt – also *soziale* Merkmale hineinträgt –, sondern ihn, als rein ökonomischen Inhalts, überall da gelten lässt, wo Besitzobjekte, die Gegenstand des *Verkehrs* sind, von Privaten zum Zweck verkehrswirtschaftlichen *Erwerbes* benutzt werden, – dann steht nichts fester als ein recht weitgehend »kapitalistisches« Gepräge ganzer – und gerade der »größten« – Epochen der antiken Geschichte« (ebd., 15 f.).

Freilich variieren die Erfolgchancen des antiken Kapitalismus mit dem Ausmaß der Edelmetallvorräte, der ökonomischen Eigenart kapitalistisch genutzten Sklavenbesitzes und dem politischen Schicksal der

Länder. Letztlich stieß sich dieser politische Kapitalismus an mächtigen

»Hemmnisse[n]: 1. an der *politischen* Eigenart der antiken Gemeinwesen [...], 2. an der [...] *ökonomischen* Eigenart der Antike, nämlich [...] an den Schranken der *Marktproduktion* infolge der verkehrstechnisch gegebenen Grenzen der (ökonomischen) Transportfähigkeit der Güter von und in das Binnenland, – an der, in der *Sache* liegenden, ökonomisch bedingten Labilität des Kapitalbestandes und der Kapitalbildung, – an der technischen Schranke der Ausnutzbarkeit von Sklavenarbeit im Großbetrieb, – endlich auch an den Schranken der »Rechenhaftigkeit«, welche in ersten Linie gegeben sind durch die Unmöglichkeit strengen Kalküls bei Verwendung von Sklavenarbeit« (ebd., 31 f.).

Zu diesen mannigfaltigen Schranken kommt noch das fehlende Arbeitsethos hinzu, dessen puritanisch-asketische Ausprägung Weber für den Aufstieg des modernen Kapitalismus u. a. verantwortlich machen wird:

»Andererseits fehlte jede ethische Verklärung der Erwerbsarbeit, zu der sich nur im Kynismus und in dem hellenistisch-orientalischen Kleinbürgertum leise Ansätze finden. Die Stütze, welche die Rationalisierung und Oekonomisierung des Lebens an der wesentlich religiös motivierten »Berufsethik« der beginnenden Neuzeit fand, mangelte dem antiken »Wirtschaftsmenschen« (ebd., 33).

Es braucht nicht zu verwundern, dass Ansätze zu Kapitalismus in der Antike gleich wieder im Keim erstickt werden, denn Staat und Politik, Militär und Krieg schlagen die Wirtschaft allemal.

»Die, für die Masse der Untertanen, so wohlthätige *Ordnung* der Monarchie war eben der Tod der kapitalistischen Entwicklung und alles dessen, was auf ihr ruhte. Die Sklaverei als Trägerin kapitalistischen *Erwerbes* tritt dann weit zurück, die Neubildung privater mobiler Kapitalvermögen erlischt, da der Stimulus der Verwertungschancen *unter* das, bei der Konstitution des antiken Kapitals, unerläßliche Minimum sinkt, reglementierte und verwaltungsrechtlich gebundene, aber der privatrechtlichen Form nach »freie«, Arbeit tritt in den Vordergrund der ökonomischen Struktur. Wo überdies die Monarchie *theokratischen* Charakter annimmt, da kann sich auch der in solchen Fällen nie ausbleibende religiöse und staatsgesetzliche »Schutz der Schwachen« – wie es im Orient der Fall war – zu einer ziemlich

festen Schranke kapitalistischer Menschenverwertung entwickeln« (ebd., 31).

Auf der Basis dieser systematischen Vorüberlegungen folgen dann die materialen Teile, welche die Agrargeschichte Mesopotamiens, Ägyptens, Israels, Griechenlands und Roms ausführlich schildern. Im letzten Teil resümiert Weber seine Studie zur Wirtschafts-, Sozial- und Politikgeschichte der Antike:

»Durch den Schutz ihrer *Untertanen* einerseits, durch die *Befriedung* der Welt andererseits, setzte das Kaiserreich den Kapitalismus auf den Aussterbeetat. Schrumpfen des Sklavenmarktes, Schwinden all jener Chancen, die der Kampf zwischen Polis und Polis bot, Schwinden der gewaltsamen Monopolisierungen von Handelswegen durch die einzelnen Poleis, Verstopfung überhaupt der *privaten* Ausbeutung von Domänen und Untertanen, das bedeutete für den Kapitalismus des Altertums die Entziehung seines Nährbodens. Daß er vollends im diokletianischen Leiturgiestaat keinen archimedischen Punkt für die Verankerung seines Gewinnstrebens fand, ist selbstverständlich. Die bürokratische Ordnung tötete, wie jede politische Initiative der Untertanen, so auch die *ökonomische*, für welche ja die entsprechenden Chancen fehlten. Jeder Kapitalismus verwandelt »*Vermögen*« der besitzenden Schichten in »*Kapital*«, – das Kaiserreich schaltete »*Kapital*« aus und hielt sich, wie der ptolemäische Staat, an das »*Vermögen*« der besitzenden Schichten. Mit ihrem *Besitz*, nicht mehr, wie in der antiken Polis, mit *Speer* und *Panzer*, hatten die besitzenden Klassen ihm jetzt, als Garanten seiner Einkünfte und Staatsbedürfnisse, zu dienen« (ebd., 276 f.).

Weber vergleicht am Ende das Verhältnis von Kapitalismus und Bürokratie in Antike und Moderne: »[...] während im Altertum die Politik der Polis den »Schrittmacher« für den Kapitalismus bilden mußte, ist *heute* der Kapitalismus Schrittmacher der *Bürokratisierung der Wirtschaft*« (ebd., 276 f.).

Anhand dieser ausführlichen Schilderung wird deutlich, dass Weber nicht nur ein ausgewiesener Kenner der Antike war, sondern dass die *Agrarverhältnisse im Altertum* eine regelrechte »Soziologie der antiken Gesellschaft« darstellen. Ansatz und Analysen sind so bahnbrechend, dass sie auch heute noch die historiographische Forschung inspirieren (vgl. Meier 1988). Ferner offenbart sich bereits in diesen Frühschriften die Eigenart seines Denkens, was Themen, Methoden und Analysetechnik anbetrifft. Weber hat

hier schon die *Themen* gefunden, die ihn weiterhin beschäftigen werden: Kapitalismus und Bürokratie, Staat und Militär sowie die Einbettung der Wirtschaft. Auch seine *Methode*, die er methodologisch erst in seiner *Wissenschaftslehre* explizit ausarbeiten wird, ist im Kern bereits am Werk: Die Verwendung allgemeiner Begriffe wie Kapitalismus oder Feudalismus zur Anleitung der Analyse bei gleichzeitigem Augenmerk auf den ›differenzierten Gebilden‹ sowie den »*Verschiebungen*«, »die, trotz aller Parallelen, hervortreten, und die Gleichartigkeiten nur benutzen, um die *Eigenart* jedes von beiden Entwicklungskreisen gegenüber dem anderen zu ermitteln« (ebd., 257). Allgemeine Begriffe und die Herausarbeitung der ›Eigenart‹ eines Phänomens – diese Methodik wird Weber später mit Hilfe seiner ›Idealtypen‹ als ›historisches Individuum‹ bezeichnen. Schließlich unterstreichen diese Studien auch seine Analysetechnik. Weber interessiert sich nicht primär für Ereignisgeschichte, sondern für Struktur- oder besser Gesellschaftsgeschichte. Sein Augenmerk ist auf das Studium von Institutionen, ihre Entstehung und Wirkungsweise gerichtet, und zugleich sucht er ihre wechselseitige Verschlingung zu einer institutionellen Konstellation und Konfiguration herauszuarbeiten. Zudem weist diese Studie voraus auf seine Überlegungen über *Die Stadt* (1921) und seine *Wirtschaftsgeschichte* (1923).

Gerade in der Soziologie wird der ›frühe‹ Weber gern beiseite gelassen mit dem Hinweis, dass die eigentliche Webersche Soziologie erst nach seiner Krankheit und mithin zu Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. Tenbrück 1988) einsetzen würde. Das frühe Werk hingegen sei bloß historisch bzw. rechtsgeschichtlich orientiert und insofern soziologisch unergiebig. Diese Auffassung hält einer näheren Prüfung indes nicht stand. Im Gegenteil: Auch der junge Weber ist schon ganz bei sich und verfolgt zielstrebig seine problemorientierten institutionellen Analysen mit einer klar geschnittenen und wohlumgrenzten Fragestellung. Was uns den Stoff heute so fremd macht, ist der Gegenstand, die antike Gesellschaft, und der Problemfokus, agrarwirtschaftliche und agrarpolitische Probleme. Wem das so fremd erscheint, der vergisst leicht, dass fast der gesamte Zeitraum der dokumentierten Menschheitsgeschichte (Christian 2004; Lenski 1973; Mann 1986) durch agrarisch geprägte Gesellschaften beherrscht wurde. Struktur-, Herrschafts- und Ungleichheitsprobleme dieser Formationen waren Agrarprobleme: Wer besitzt welchen Boden, wie und warum und wer kann seine Erträge wie zur Herrschaftsausübung nutzen? Es

kommt aber noch ein markanter Unterschied in den Bildungswelten hinzu zwischen Webers und unserer Zeit. Dem wilhelminischen Bildungsbürgertum war dank humanistischer Bildung die Antike in ganz anderer Weise präsent als heutigen Sozialwissenschaftlern. Die Folie für Vergleiche von Vergangenheit und Gegenwart waren nicht Mittelalter und Neuzeit, sondern Antike und Moderne. Man konnte von den Agrarproblemen im alten Rom zu denjenigen des deutschen Ostens übergehen, um die Parallelen zu notieren, ohne freilich die tiefer liegenden Unterschiede zu übersehen.

Die Landarbeiterstudie

Bereits im Jahr 1888 war Max Weber dem Verein für Socialpolitik beigetreten. Dieser Kreis von wirtschafts- und sozialgeschichtlich arbeitenden Ökonomen, die allesamt der älteren historischen Schule der Nationalökonomie angehörten, strengten Studien zu sozialen Fragen an und wollten auf solider wirtschafts- und sozialwissenschaftlicher Basis Staat und Regierung in Fragen der Sozialpolitik beraten und Vorschläge für politische Reformen unterbreiten. Unter der Federführung von Gustav Schmoller und Adolph Wagner wurden empirische Untersuchungen zur sozialen Lage von Berufsgruppen durchgeführt, vor allem natürlich der Arbeiter, um Antworten auf die drückende ›soziale Frage‹ zu geben. Diese wissenschaftliche und praktisch-politische Ausrichtung trug der Gruppierung um Schmoller und Wagner recht bald den Spitznamen ›Kathedersozialisten‹ ein, da sie vom Katheder ihrer Universitäten herab einem breiteren Publikum Reformideen schmackhaft zu machen versuchten.

Im Jahr 1890 regte der Verein für Socialpolitik eine Studie über die Landarbeiter an. In dieser Enquete über »Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland« war es Max Weber, der die vorliegenden Daten der empirischen Analyse zur Situation der Landarbeiter in Ostdeutschland – unter Einschluss von Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg und Lauenburg – analysierte. 1892 stellt Weber seine Ergebnisse in einer 891-seitigen Studie vor. Mit Blick auf die Sozialstruktur der Landwirtschaft vertrat er die These, dass sich die Bevölkerungsschichtung Ostdeutschlands in einem Prozess massiver Umstrukturierung befinde. Bevor er die empirischen Resultate im Einzelnen vorstellt, analysiert er die Arbeitsverfassung und das Gefüge der verschiedenen sozialen Positionen in der ostdeutschen Landwirtschaft.

Das notorische Grundproblem landwirtschaftlicher Produktionsweise bestehe in den Variationen im Arbeitsaufkommen je nach saisonalen Schwankungen und der Fruchtbarkeit des Bodens. Dieses Problem werde durch zwei Typen von Arbeitern zu lösen versucht: Auf der einen Seite durch Vertragsarbeiter, die sich wiederum in das Gesinde auf dem Hof, die ›Deputatisten‹, die für landwirtschaftliche Beamte arbeiten, und die sog. ›Instleute‹ oder Gutstagelöhner unterteilen lassen. Auf der anderen Seite durch die sogenannten ›freien‹ Arbeiter, die ohne Kontrakt für eine variable Zeit anheuern, unter ihnen viele russische oder polnische Wanderarbeiter. Wenn diese verschiedenen Typen die ländliche Arbeitsorganisation ausmachen, wie ändert sich diese Sozialstruktur über die Zeit? Und wie beeinflussen diese Entwicklungen die ländliche Arbeitsverfassung in Ostdeutschland?

Webers Hauptinteresse gilt den Instleuten, die eine wesentliche Rolle spielen. Sie lassen sich mit ihrer ganzen Familie nebst ein oder zwei Knechten auf dem Gut nieder, und die gesamte Gruppe arbeitet für den Gutsherrn. Das ›Gehalt‹ setzt sich zusammen aus einem Lohn, Naturalien, Boden zur exklusiven Eigennutzung und einem gewissen Anteil am Gesamtertrag des Gutes. Diese besondere Arbeitsbeziehung zieht eine eigenartige soziale Stellung nach sich: Auf der einen Seite haben die Instleute keinen reinen Arbeitsvertrag, etwa nach dem Modell der ›freien Lohnarbeit‹, sondern ihre Position ist eingebettet in eine Herrschaftsbeziehung, weil der Gutsbesitzer über die gesamte Gruppe für seine Zwecke verfügt. Auf der anderen Seite handelt es sich nicht um eine reine Lohnarbeitsbeziehung, da die Instleute an den Erträgen des Bodens beteiligt sind. Sie sind also Arbeiter, Kleinunternehmer und Knechte in einem, aber aufgrund dieser höchst heterogenen motivationalen Gemengelage teilen sie viele Interessen mit dem Gutsbesitzer, was normalerweise die Basis für eine kooperative Beziehung abgeben sollte.

In seinen materialen Analysen untersucht Weber die Fruchtbarkeit des Bodens, die Entwicklung der Besitzverhältnisse und die Verteilung der unterschiedlichen Arbeitstypen über die Güter im Osten. Ferner betrachtet er die Arbeitsbedingungen im Detail und die materiellen Versorgungsleistungen, welche die verschiedenen Kategorien von Arbeitern erheischen. Was er als ›Masterrend‹ identifiziert, ist die Transformation von einer patriarchalischen in eine kapitalistische Arbeitsorganisation, also den Übergang von der Tradition in die Moderne. Ökonomische Kräfte, wie der internationale Wettbewerb auf den

landwirtschaftlichen Märkten, und gesellschaftliche Kräfte, vor allem die ›Emanzipation‹ der Landarbeiter von patriarchaler Herrschaft, tragen dazu bei, die alte feudale Arbeitsverfassung zu untergraben. Denn Gutsbesitzer nutzen immer häufiger Wanderarbeiter, die einfach entlassen werden können sowie keinen Anspruch auf Versorgungs- und Sozialleistungen jeglicher Art haben, deren Löhne aber nicht unbedingt niedriger sind. Landarbeiter im Gegenzug präferieren mehr und mehr, als Arbeiter angesehen zu werden und nicht als Kleinunternehmer, die das Risiko der Ertragsentwicklung mittragen müssen. Obgleich Gesinde und Instleute ökonomisch besser gestellt sind, so Webers aufschlussreiche Beobachtung, ziehen sie ›moderne‹ Lohnarbeitsbedingungen in gesellschaftlicher Hinsicht patriarchaler Bevormundung vor. Gegen Marx' Verelendungsthese kann Weber zeigen, dass zumindest für die Landarbeit und ihre Verfassung Geld nicht alles ist. Ganz im Gegenteil, die ländliche Arbeiterschaft präferiert die geringer bezahlte Lohnarbeit, die aber ›frei‹ macht, gegenüber der sicheren, aber patriarchalisch-feudalen Arbeitsbeziehung. Die soziale Frage war demnach nicht nur ein urbanes oder industrielles Problem, sondern ein ländliches und landwirtschaftliches, arbeiteten doch 1881 noch 47 % der Erwerbsbevölkerung Deutschlands in agrarischen Berufsfeldern.

Die Börse

Nicht mit der Seite der Arbeit, sondern mit dem Kapital und seinen Finanztransaktionsweisen befasst sich Weber in seinen Studien *Die Börse* für Friedrich Naumanns Reihe »Göttinger Arbeiterbibliothek«. Ihm kommt es vor allem darauf an, das populäre Vorurteil zu zerstreuen, bei der Börse handle es sich um »eine Art Verschwörerklub zu Lug und Betrug auf Kosten des redlich arbeitenden Volkes«. Zudem, so Weber, gefährdet eine Arbeiterbewegung nichts mehr, als sich »unpraktische, in Unkenntnis tatsächlicher Verhältnisse gesteckte Ziele« zu setzen. Vielmehr bezeichnet die Börse »eine Einrichtung des modernen Großhandelsverkehrs« (GASS, 256), ohne die die ständige Ausweitung von Produktion, Verkehr und Handel nicht möglich wäre – also alles das, was man heute unter ›Globalisierung‹ fasst. Weber schildert die Entstehungsweise der modernen Tausch- und Verkehrswirtschaft in Abgrenzung zur traditionellen Bedarfsdeckungswirtschaft und die Börse als Marktgeschehen, in dem Angebot und Nachfrage sich finden sollen. Er skizziert mit Hilfe von Beispielen die verschiedenen Arten der Börse

wie die Produkten-, Effekten- und Wechselbörse, um auch die wachsende Unpersönlichkeit der sozialen Beziehungen zu schildern, ganz auf der Linie der Argumentation, die Karl Marx im *Kapital* angelegt und Georg Simmel in seiner von Weber sehr geschätzten *Philosophie des Geldes* weiter ausgearbeitet hatte. Er schildert die Genese der Börse sowie deren Träger wie Makler und Börsenhändler, vergleicht die deutsche Börse mit ausländischen Einrichtungen etwa in England, Amerika und Frankreich und analysiert die wichtigsten deutschen Börsen in Hamburg und Berlin.

Im zweiten Teil beschäftigt sich Weber expressis verbis mit der Spekulation und ihren verschiedenartigen Erscheinungsweisen. Dieser Spekulationsmechanismus besteht darin, zeitlich-räumliche Differenzen zum Zweck der Gewinnerzielung auszunützen. Aus seiner Sicht sind nationale Börsen, ihr Geschäftsverkehr und ihre ›Spekulationsprozesse‹ Versuche, im ökonomischen Kampf zwischen konkurrierenden Nationen friedlich die Oberhand zu gewinnen. Wer Spekulation als unmoralisch diskreditiert und bei sich zu Hause verbietet, bezahlt das vermeintlich ›reine Gewissen‹ mit der Abwanderung des Kapitals. Webers Fazit lautet daher:

»Der Durchführung *rein* theoretisch-moralischer Forderungen sind eben, so lange die Nationen, mögen sie auch militärisch in Frieden leben, ökonomisch den unerbittlichen und unvermeidlichen Kampf um ihr nationales Dasein und die ökonomische Macht führen, enge Grenzen gezogen durch die Erwägung, daß man auch ökonomisch nicht *einseitig* abrüsten kann. Eine starke Börse kann eben kein Klub für ›ethische Kultur‹ sein, und die Kapitalien der großen Banken sind so wenig ›Wohlfahrtseinrichtungen‹ wie Flinten und Kanonen es sind. Für eine Volkswirtschaftspolitik, welche *diesseitige* Ziele erstrebt, können sie nur eins sein: *Machtmittel* in jenem ökonomischen Kampf« (GASS, 321 f.).

Die akademische Antrittsrede in Freiburg

Die Studie über die ostelbischen Landarbeiter verschaffte dem jungen Max Weber eine solche Resonanz in den Kreisen von Politik und Wirtschaftswissenschaft, dass ihm daraufhin ein nationalökonomischer Lehrstuhl in Freiburg angeboten wurde. Der Jurist, der nun mit einem Mal Volkswirtschaftslehre unterrichten sollte, legte schwungvoll los und unterbreitete Standpunkt wie Stoßrichtung ›seiner‹ Nationalökonomie. Höhe-, End- und Konfliktpunkt dieser ersten Werkphase ist daher seine stolze und wuchtige aka-

demische Antrittsrede, *Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik* aus dem Jahr 1895. Sie sollte nicht nur für wissenschaftliche Aufmerksamkeit, sondern auch politisch für Furore sorgen. Weber rekurriert auf seine Landarbeiterstudie und zeigt, wie durch den freien Wettbewerb des Marktes allmählich deutsche durch polnische Wanderarbeiter verdrängt werden. Was vielleicht in ökonomischer Hinsicht ›rational‹ erscheinen mag – der Markt regelt die ethnische Komposition in einer Region –, ist für Weber politisch irrational, weil ein Zeichen des Verfalls des ›Deutschtums‹ im Osten des Reiches.

Dieser empirische Aufhänger dient ihm indes nur dazu, den ›Wertmaßstab‹ seiner Disziplin offenzulegen und die Aufgaben der Zukunft zu umreißen. Stoßrichtung einer ›Volkswirtschaftspolitik‹ kann für ihn nur der nationale Machtstaat und die »Größe« Deutschlands sein. »Wir müssen begreifen, daß die Einigung Deutschlands ein Jugendstreich war, den die Nation auf ihre alten Tage beging und seiner Kostspieligkeit halber besser unterlassen hätte, wenn sie der Abschluß und nicht der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtpolitik sein sollte« (GPS, 23). Weber, als Mitglied der jüngeren Generation der historischen Schule, will partout »das harte Schicksal des politischen *Epigontums*« (ebd., 21) ablegen. »Wir, mit unserer Arbeit und unserem Wesen, wollen die Vorfahren des Zukunftsgeschlechts sein« (ebd., 13).

Um dieser heroischen Aufgabe gewachsen zu sein, muss man erst einmal mit den üblichen und das heißt englisch-utilitaristischen Wirtschaftszielen aufräumen, also »der vulgären Auffassung« »über Rezerpte für die Beglückung der Welt« wie etwa »die Besserung der ›Lustbilanz‹ des Menschendaseins«, sei es gemessen über »das technisch-ökonomische Problem der Gütererzeugung«, also »Produktivität« oder »Effizienz«, sei es orientiert an dem »Problem der Güterverteilung, der ›sozialen Gerechtigkeit‹« (ebd., 12 f.). Ähnlich wie vor ihm Friedrich Nietzsche, hat Weber für solche Ziele nur Hohn und Spott übrig, die in seinen Augen als Maßstab eines »weichen Eudämonismus« (ebd., 24) anzusehen sind.

»Für den Traum von Frieden und Menschenglück steht über der Pforte der unbekannten Zukunft der Menschengeschichte: *lasciate ogni speranza*. Nicht wie die Menschen der Zukunft sich *befinden*, sondern wie sie *sein* werden, ist die Frage, die uns beim Denken über das Grab der eigenen Generation hinaus bewegt, die auch in Wahrheit jeder wirtschaftspolitischen Arbeit zugrunde liegt. Nicht das Wohlbefinden der Men-

schen, sondern diejenigen Eigenschaften möchten wir in ihnen emporzüchten, mit welchen wir die Empfindung verbinden, daß sie menschliche Größe und den Adel unserer Natur ausmachen« (ebd.).

Was das heißen mag, macht Weber unmissverständlich klar: »Nicht Frieden und Menschenglück haben wir unseren Nachfahren mit auf den Weg zu geben, sondern den ewigen Kampf um die Erhaltung und Emporzüchtung unserer nationalen Art« (ebd., 14).

In Webers Augen geht es also nicht um die heutigen, global geltenden Wirtschaftsziele der drei »W« – Wachstum, Wohlstand, Wohlfahrt –, sondern einzig und allein um das »Maß des Ellenbogenraums« (ebd., 14): »Machtkämpfe sind in letzter Linie auch die ökonomischen Entwicklungsprozesse, die Machtinteressen der Nation sind, wo sie in Frage gestellt sind, die letzten und entscheidenden Interessen, in deren Dienst ihre Wirtschaftspolitik sich zu stellen hat« (ebd.).

Vor diesem Hintergrund gibt es in Webers Augen zwei große Zielsetzungen für Deutschland, aber auch für die Art von ökonomischer Wissenschaft, die er betreiben will: (1) Nach »außen«: die Sicherstellung des Großmachtstatus des Deutschen Reiches. Das kann militärisch geschehen, deshalb ist Weber zunächst ein Anhänger der Tirpitzschen Flottenpolitik, vermag sie doch wirtschaftliche Interessen Deutschlands weltweit militärisch zu sichern. Später dann wird er sich vehement gegen die Flottenbaupläne stellen, weil sie mit ausufernden Kriegszielen verbunden sind, die er für unrealistisch hält. Weltmachtpolitik ist aber auch »ökonomisch« gesehen Weltmarktpolitik – insofern geht es nicht um territoriale Räume, sondern um Absatzräume. Ganz im Geiste des Kolonialismus und Imperialismus dieser Zeit ist Weber – gegen Bismarcks Zurückhaltung – für die Eroberung überseeischer Kolonien. Er begründet damit eine Position, die man als »liberalen Imperialismus« (vgl. Mommsen 1974b, 37 ff.) bezeichnen könnte. Solange es noch weiße Flecken auf der Landkarte gibt, gilt es sie zu besetzen. Weber war überzeugt, dass einer Politik der Expansion – der globalen Landnahme – seitens der Industrienationen eine Politik der ökonomischen Stagnation und politischen Schließung folgen würde, nämlich dann, wenn die Welt unter den mächtigen Nationen aufgeteilt wäre. Jede Nation hätte dann nur noch die Märkte zur Verfügung, die zu ihrem politischen Einflussbereich gehören. (2) Nach »innen«: ging es Weber um den Prozess der inneren Einigung, den Bismarck trotz all seiner Verdienste nicht geschafft hatte. Die Frage, die sich Weber stellt, ist nun, welche

Klasse in Deutschland die politische Führung übernehmen könnte, um die Problematik der politischen und sozialen Integration zu lösen. In seinen Augen kommen für diese Aufgabe drei Klassen in Frage: Adel, Bürgertum oder Arbeiterschaft. Wann entsteht der Anspruch auf politische Führung bei einer Klasse? »Die Erlangung ökonomischer Macht ist es zu allen Zeiten gewesen, welche bei einer Klasse die Vorstellung ihrer Anwartschaft auf die politische Leitung entstehen ließ« (ebd., 19).

Tatsächlich stützt sich das Deutsche Reich auf den Stand der Junker, und Bismarck war einer von ihnen. »Sie haben ihre Arbeit geleistet und liegen heute im ökonomischen Todeskampf, aus dem keine Wirtschaftspolitik des Staates sie zu ihrem alten sozialen Charakter zurückführen könnte« (ebd., 19). Der preussische Adel hat in Webers Augen seine Schuldigkeit getan, ist jetzt aber nur noch ein Hemmschuh einer modernen und machtvollen Entwicklung Deutschlands. Was ist mit seiner eigenen Klasse? »Ich bin ein Mitglied der bürgerlichen Klassen, fühle mich als solches und bin erzogen in ihren Anschauungen und Idealen« (ebd., 20), bekennet Weber unbefangen, um die Führungskraft seiner Klasse doch arg in Zweifel zu ziehen. Denn das Bürgertum und die nationalliberale Partei segelte im Schlepptau von Bismarck gegen die Katholiken sowie gegen das »rote Gespenst« der Sozialdemokratie und hatte es sich gemächlich eingerichtet im Deutschen Reich. »Und nachdem so die Einheit der Nation errungen war und ihre politische »Sättigung« feststand, kam über das aufwachsende erfolgstrunkene und friedensdurstige Geschlecht des deutschen Bürgertums ein eigenartig »unhistorischer« und unpolitischer Geist. Die deutsche Geschichte schien zu Ende« (ebd., 21). So träumt das Großbürgertum eher von einem neuen Cäsar, der sie obrigkeitlich führen könnte, statt seine liberalen Hausaufgaben zu erledigen: die Parlamentarisierung und Demokratisierung Deutschlands. Die Arbeiterschaft hat zwar ökonomisch enorm aufgeholt, ist aber politisch unreif geblieben, was Weber vor allem am Zustand der Sozialdemokratie abliest.

»Allein sie sind unendlich harmloser, als sie selbst sich erscheinen, es lebt in ihnen kein Funke jener katilinischen Energie der Tat, aber freilich auch kein Hauch der gewaltigen nationalen Leidenschaft, die in den Räumen des Konventes wehten. Kümmerliche politische Kleinmeister sind sie, – es fehlen ihnen die großen Machtinstinkte einer zur politischen Führung berufenen Klasse« (ebd., 22).

Was nottut, ist »eine ungeheure politische Erziehungsarbeit« (ebd., 24) des gesamten Volkes, wenn es sich seiner weltpolitischen Vision und Mission gewachsen zeigen sollte.

Das nationalistische Pathos, die wilde Sehnsucht nach Größe, die Kampfrhetorik, die Schroffheit des Tons und die Härte des Urteils mögen uns heute nach den ernüchternden Gewalt- und Zerstörungserfahrungen des 20. Jahrhunderts schockieren, auf jeden Fall befremden. Man muss freilich diese Position aus dem Geist der Zeit heraus beurteilen. In der Ära des Nationalismus, des Kolonialismus und Imperialismus in politischer Hinsicht und der Industrialisierung und des an Fahrt gewinnenden Industriekapitalismus in ökonomischer Hinsicht schien es die *ultima ratio* zu sein, sein eigenes Land in der Weltmacht- und Weltmarktkonkurrenz vorteilhaft zu positionieren. Deutschland war ökonomisch groß und stark geworden, blieb aber politisch und kulturell unsicher, was seinen Platz in der Weltgeschichte anging. Die *verspätete Nation* (Plessner) verfügte weder über eine selbstbewusste aristokratische noch eine echte bürgerliche Tradition, auf die es zur souveränen Selbstbehauptung in der Welt hätte zurückgreifen können. Weber sieht Traum und Realität dieser Größe, weiß aber, dass es damit nicht getan ist. Vor allem hat er ein Auge für die Konfliktlinien, die zur Selbstblockade des Wilhelminischen Reiches führen: Der Kampf wogt zwischen dem Traditionalismus des Adels, der an agrarisch-feudalen Produktionsweisen hängt, und dem Industrialismus der Bourgeoisie, die sich ökonomisch bereichert und dann eher aristokratisiert, als dass sie ihren politischen Kampf zur Parlamentarisierung und Demokratisierung der Gesellschaft zu Ende führt. Dazwischen steht das starke Zentrum als katholische Partei, deren Hintergrund der Ultramontanismus einer sich als stark gerierenden katholischen Kirche in Rom ist. Zudem fühlen sich konservative und liberale Kreise gleichermaßen in ihrer Stellung und in ihren Privilegien bedroht vom Erstarken des Sozialismus, den die unaufhaltsamen Erfolge der sozialdemokratischen Partei anzeigen.

Unter dem Banner nationaler Größe und im Zeichen eines liberalen Imperialismus hofft Weber, die verfeindeten Klassen und Gruppen des Wilhelminischen Reiches zu versammeln und unter dieser Mission wie Vision zu einigen. Die politische Programmatik, die seine Antrittsvorlesung wie ein roter Faden durchzieht, sollte freilich vergeblich bleiben und Weber trotz seines nie abreißenden Faibles für die Politik vollends in die Arme der Wissenschaft treiben. Max

Weber, der Staatsmann mit Weitblick und potentielle Führer eines geeinten Deutschlands, wurde schließlich Gelehrter.

Die zweite Phase (1903/04–1910)

Nach diesem furiosen, kraftvollen Beginn wurde Weber erst einmal krank; sicherlich auch infolge des Konflikts mit seinem Vater. Von 1898 bis 1903 verstummte die machtvolle Stimme des hoffnungsvollen Nachwuchswissenschaftlers. An ernsthaftes Arbeiten war nicht zu denken, und 1903 befreite er sich vollends von der Last einer Universitätsprofessur. Erst mit der Lösung vom Beruf erfüllte ihn wieder die Berufung als Wissenschaftler, und er wurde Privatgelehrter. Vier thematische Schwerpunkte stehen im Zentrum dieser zweiten Phase seines Schaffens: (1) Die Logik und Methodik der Kultur- und Sozialwissenschaften; (2) das Verhältnis von Religion und Wirtschaft anhand des Studiums von Protestantismus und Kapitalismus; (3) die Fortsetzung seiner Untersuchungen zur Arbeiter-schaft, hier der Industriearbeiter und der Psychophysik der Arbeit; (4) die Russland-Studien im Gefolge der ersten russischen Revolution von 1905.

Methodologie der Kultur- und Sozialwissenschaften

Weber selbst verstand sich stets als ein Jünger der historischen Schule der Nationalökonomie im Gefolge von Gustav Schmoller und Adolph Wagner, also der Richtung, die man heute als den institutionellen Ansatz der Ökonomie bezeichnen würde. Dennoch sah er sofort, dass die Grenznutzenschule von Carl Menger, Léon Walras und Vilfredo Pareto die Wirtschaftswissenschaften revolutionieren würde. Es war hier nämlich eine mathematisierbare Grundlage für eine theoretische Axiomatik geschaffen worden, welche die Chance bieten sollte, die Ökonomie zu einer quantitativ-erklärenden Wissenschaft auszubauen. Die Wirtschaftswissenschaft würde also in der Methode und Methodologie den Naturwissenschaften folgen können. Die große Frage bezog sich demnach auf die Rolle der Institutionen, ob für deren Analyse eher ein induktives oder ein deduktives Vorgehen sinnvoll ist. Darüber hinaus stellte er sich im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Dilthey immer auch die Frage: welche Methode ist die richtige: Verstehen oder Erklären? Webers Antwort besagte: weder-nach. Seine Lösung lautete sowohl-als-auch: nämlich Erklären und Verstehen.

Um zu dieser Lösung vorzudringen, vertiefte sich Weber nach seiner Krankheit in die philosophischen

und wissenschaftstheoretischen Diskurse seiner Zeit. Das Resultat dieser Bemühungen publizierte Marianne Weber im Jahr 1922 unter dem Titel *Wissenschaftslehre*, der auf einen Vorschlag des Verlags zurückging. Heinrich Rickert, mit dem Marianne dies besprach, war wohl gegen diesen Titel und schlug »Logik und Methodik der Kulturwissenschaften« vor. Dieser Titel würde Webers Intentionen besser treffen. Denn Weber will weder Philosoph noch Wissenschaftstheoretiker werden, sondern vertieft sich in den Methodenstreit seiner Zeit nur so weit, wie er seine eigene, in seinen frühen Studien bereits intuitiv benutzte Methode methodologisch ausarbeiten und rechtfertigen kann. Diese begrenzte, aber klare Zielsetzung kommt in den theoretisch anspruchsvollen Artikeln der *Wissenschaftslehre* deutlich zum Ausdruck. Der wichtigste Beitrag ist sein berühmter *Objektivitätsaufsatz* von 1904, den Weber gleich in der ersten Nummer des von ihm mit Edgar Jaffé und Werner Sombart übernommenen *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* publiziert, um die Richtung der Zeitschrift anzudeuten.

Wenn wir recht sehen, geht Weber in der *Wissenschaftslehre* in drei Schritten vor. Zunächst destruiert er ganz im Geist von Nietzsche sämtliche »Ismen«, wie sie typisch für die Denkweisen des 19. Jahrhunderts waren. Folglich lehnt er den Materialismus wie den Idealismus, den Positivismus wie den Empirismus, den Evolutionismus wie den Historismus als einseitige Positionen ab. Alle diese Ismen führen methodisch wie methodologisch in die Sackgasse. Darüber hinaus lehnt er die Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ab, wie sie Wilhelm Dilthey in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1990) getroffen hatte, da dieser vom Gegenstand ausgeht. Für Weber entscheidend ist aber nicht der Gegenstand, sondern die Logik dieser Unterscheidung. Und schließlich setzt er sich auch mit der Differenz zwischen nomothetischer und idiographischer Methode auseinander, wie Wilhelm Windelband (1894) in seiner Rektoratsrede *Geschichte und Naturwissenschaft* den Unterschied genannt hatte. Die Naturwissenschaften nutzen als Mittel die nomothetische Methode, um ihr Ziel der Erklärung durch die Aufstellung von Naturgesetzen zu erreichen. Die Geschichtswissenschaften hingegen bedienen sich des Mittels der idiographischen Methode, um ihrem Ziel des Verstehens durch phänomenologische Beschreibung des Sinnes und der Bedeutung näherzukommen. Max Weber indes schwebt für seine Kultur- und Sozialwissenschaften ein dritter Weg vor, also weder Naturwissenschaft noch Geisteswissenschaft, weder nomothe-

tische noch idiographische Methode, sondern Erklären *und* Verstehen.

Diesen dritten Weg gewinnt er durch Anlehnung an die südwestdeutsche Schule des Neukantianismus, und hier vor allem, indem er den Arbeiten von Heinrich Rickert und Emil Lask folgt. Rickert hatte zwischen Naturwissenschaften, die als Gesetzeswissenschaften angelegt sind, und den Kulturwissenschaften unterschieden, die sich als Wirklichkeitswissenschaft verstehen. Das logische Ideal der Naturwissenschaften besteht in einem System allgemeingültiger Begriffe und Gesetze. In den Geisteswissenschaften hingegen geht es um die Erkenntnis der Wirklichkeit in ihrer qualitativ individuellen Eigenart. Im ersten Fall ist das Vorbild die reine Mechanik, im zweiten Fall die historische Erkenntnis. Das Ziel ist zum einen die Trennung des Wesentlichen vom Besonderen, zum anderen die Trennung des Wesentlichen vom Zufälligen. Das logische Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, ist die Verwendung von Begriffen mit stets größerem Umfang und deshalb stets kleinerem Inhalt in den Naturwissenschaften, der Bildung von Relationsbegriffen mit stets größerem Inhalt und stets kleinerem Umfang in den Geisteswissenschaften. Das Produkt im ersten Fall sind Gesetze, also Relationsbegriffe von genereller Geltung, im zweiten Fall individuelle Dingbegriffe von universeller, d. h. historischer Bedeutung. Der Fokus im ersten Fall ist das »Gattungsmäßige«, im zweiten Fall der historische Charakter der konkreten Wirklichkeit.

Max Weber folgt weder dem Positivismus von Carl Menger, obwohl er an der Bedeutung der Kausalanalyse in den Kultur- und Sozialwissenschaften keinen Moment zweifelt. Noch kann er sich mit dem Historismus anfreunden, wie er in der Schmoller-Schule vorherrscht. Und das, obwohl er mit Nachdruck an der Besonderheit, Individualität, also Eigenart und Einzigartigkeit der zu untersuchenden Phänomene festhält. Seine eigene Alternative liegt quer dazu, bzw. er versucht, die beiden idealtypischen Pole zu integrieren. Aber wie?

Zunächst wäre es ein grobes Missverständnis, Weber, den Verfechter einer verstehenden Soziologie, als Gegner kausaler Analysen zu positionieren. Im Gegenteil: Die Kausalanalyse gilt ihm als selbstverständlicher Bestandteil jeglichen erklärenden Verstehens. Nur warnt er vor einer Überschätzung von Gesetzeswissen. Unabhängig davon, ob und inwiefern es Gesetze im sozialen Leben gibt und wir sie entdecken können, helfen sie uns im Alltagsgeschäft soziologischen Verstehens nur bedingt weiter. Tatsächlich wäre

die Feststellung von Ursache-Wirkungs-Relationen, von ›Gesetzen‹ und ›Faktoren‹ nur eine Vorarbeit. Als nächster Schritt hat die individuelle Anordnung der »Faktoren« sowie die Aufdeckung ihrer Bedeutsamkeit und ihres konkreten Zusammenwirkens zu erfolgen. Sodann muss man sich um eine historische Erklärung ihrer Entstehung bemühen, um schließlich »die Abschätzung möglicher Zukunftskonstellationen« (WL, 175) vorzunehmen:

- die Kausalanalyse,
- die individuelle Konstellationsanalyse,
- die genetische Analyse und
- die projektive Zukunftsanalyse.

Erst diese vier Schritte zusammengenommen, so Weber, können einer sozialwissenschaftlichen Erklärung genügen, die von einem umfassenden Verständnis für das fragliche Phänomen zeugt.

Diesen Ansatz fundiert Weber durch seine Lehre vom Verstehen des subjektiv gemeinten Sinns, durch die Methode des Idealtyps, die scharfe Begriffe genereller und individueller Natur zu bilden erlaubt, und durch seine Forderung nach einer werturteilsfreien Kultur- und Sozialwissenschaft. Die Position, die Weber nach der Jahrhundertwende gewinnt, könnte man zusammenfassend als »eine wertfreie, zugleich theoriegeleitete und verstehende historische Kulturwissenschaft, die der Kantschen Erkenntnislehre folgt« (Schluchter 2009, 221) bezeichnen.

Die Eigenart und Einzigartigkeit von Webers methodologischer Position dürfte schon von seinen Zeitgenossen kaum verstanden worden sein, zumal ihnen das Ensemble der *Wissenschaftslehre* ja nicht vor Augen stand. Weder die Nationalökonomie seiner Zeit noch die spätere ist ihm darin gefolgt. Vielmehr hat sich im Gefolge der Grenznutzenrevolution die theoretisch-quantitative Klassik und Neo-Klassik in den Wirtschaftswissenschaften auf ganzer Linie durchgesetzt, obgleich seit den 1990er Jahren in der Makroökonomie eine Renaissance des institutionellen Ansatzes zu beobachten ist. Auch die Soziologie hat Webers Methodologie nicht umgesetzt. Vielmehr folgt der Mainstream der Sozialwissenschaften, die sogenannte ›Variablen-Soziologie‹, einem ausgedünnten quantitativen Modell-Ideal, in dem Korrelationen gern als Kausalitäten interpretiert und durch immer ausgefeiltere quantitative Methoden Einflüsse erklärungs-technisch isoliert werden. Diese Art von Soziologie orientiert sich am naturwissenschaftlichen Vorbild und versucht, die soziale Wirklichkeit in positivistischer und empiristischer Manier abzubilden. Die Kantsche Erkenntnislehre, die von einem chronischen

Hiatus zwischen Begriff und Begreiftem ausgeht, wird dabei abbildtheoretisch unterlaufen. Daneben gibt es eine Reihe qualitativer Ansätze phänomenologischer, interaktionistischer und ethnomethodologischer Natur, die am Verstehen ansetzen, aber Erklären in einem naturwissenschaftlich verstandenen Sinn ablehnen. Am ehesten ist noch die Geschichtswissenschaft (Kocka 1986) der Weberschen Methodologie verpflichtet, zumal sie mit dem Problem klarer Begriffsbildung und der historischen Zurechnungsproblematik konfrontiert ist.

Die protestantische Ethik

Im Jahre 1904/05 erscheint Max Webers wohl berühmtester Text, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, der die Methodologie seines Ansatzes überzeugend umsetzt. Dieser Text wird eine Kontroverse auslösen, die bis zum Jahr 1910 reicht. Die Grundidee indes ist denkbar einfach. Ausgangspunkt von Webers Überlegungen ist die axiologische Kehre im Verhältnis des Menschen zur Arbeit. In traditionellen Gesellschaften arbeiten die Menschen, um zu leben. In modernen, kapitalistischen Gesellschaften scheint es so, als ob die Menschen lebten, nur um zu arbeiten. Wie kommt das? Weber hatte in den antiken Gesellschaften keinerlei Verherrlichung der Arbeit feststellen können – sie erschien als notwendiges Übel. Webers Intuition lautet: Es muss zu einer Aufwertung von Arbeit und Beruf gekommen sein, die zumindest in der Anfangszeit dem Kapitalismus – jenem »perversen« Arbeitsregime – zu seinem Durchbruch verholfen hat. Das lenkt Webers Aufmerksamkeit auf die Reformation, und hier vor allem auf die puritanischen Sekten, insbesondere den Calvinismus.

Seine These zielt darauf ab herauszuarbeiten, wie Ideen in der Geschichte wirken, und er versucht hierbei zu zeigen, inwiefern sich eine Wechselwirkungsrichtung zwischen dem Protestantismus, den Weber als Oberbegriff einführt, um zahlreiche protestantische Sekten, wie etwa die Täufer oder die Quäker hierunter zu subsumieren, und dem Geist des Kapitalismus nachzeichnen lässt. Nach Calvins Auffassung herrscht die Prädestinationslehre. Dank Gottes unergründlichem Ratschluss steht die Erlösung von jeher fest und damit die Antwort auf die Frage, wer in den Himmel kommt und wer in die Hölle. Streng genommen führt dies bei den Gläubigen zu einer Haltung des *Fatalismus*, wenn da nicht die seelsorgerische Praxis von Richard Baxter wäre, die (1) jedem Gläubigen rät, sich für erwählt zu halten und (2) seine gesamte Lebensführung einem Gott wohlgefälligen Leben zu wei-

hen, was sich vor allem in weltlichen Berufs- und Verdiensterfolgen manifestieren soll. In Webers Augen münzt das den Fatalismus in *Aktivismus* um und etabliert eine methodisch-rationale Lebensführung auf der Basis innerweltlicher Askese. Diese strenge Berufsethik formt den Geist des Kapitalismus, die dieser Wirtschafts-, Gesellschafts- und Lebensform zu ihrem Durchbruch verhilft. »Diese *Rationalisierung* der Lebensführung innerhalb der Welt im Hinblick auf das Jenseits war die Wirkung der *Berufskonzeption* des asketischen Protestantismus« (RS I, 163). Einmal eingerichtet als System, benötigt der Kapitalismus diese puritanischen Stützen nicht mehr. Vielmehr selegiert der Kapitalismus auf der Basis von säkularem Wettbewerb und Konkurrenz jene Typen von Unternehmern und Arbeitnehmern, die er braucht.

Webers bemerkenswerte Studie ist sicherlich aus vier Gründen zu einem Klassiker geworden (Dülmen 1988; Kaesler 2004; Lehmann/Roth 1993; Schluchter 1988; Schluchter/Graf 2005; Seyfarth/Sprondel 1973): (1) Die *Protestantische Ethik* illustriert in kongenialer Weise Webers Methode: die klar geschnittene Problemstellung, das erklärende Verstehen, das idealtypische Verfahren auf strikt wertfreier Grundlage. (2) Die Studie ist als eine bewusst »einseitig spiritualistische Kultur- und Geschichtsdeutung« angelegt, die, um »das Maß der Kulturbedeutung des asketischen Protestantismus« (RS I, 205) tatsächlich zu ermitteln, »in die Gesamtheit der Kulturentwicklung« (ebd., 206, Fn 1) eingebettet werden musste. Das trägt ihm den Spitznamen »bürgerlicher Marx« (Salomon 2008, 148) ein, der angetreten ist zu zeigen, dass der »Überbau« (Kultur und Religion) durchaus die »Basis« (Wirtschaft und Kapitalismus) beeinflussen kann. Materialistische und idealistische Geschichtsbetrachtung sind in Webers Augen gleich möglich, wenn man sie als Vorarbeit und nicht als letztes Wort in dieser Sache ansieht. Weber wird deshalb in seiner dritten Werkphase zu einer groß angelegten *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* ausholen, um die bewusste Einseitigkeit der *Protestantischen Ethik* durch Einbettung in diesen größeren Kontext zu beseitigen. (3) Die Studie leistet einen Beitrag zu der Frage, wie Ideen in der Geschichte wirksam werden. Nicht »intentione recta«, also direkt und eins-zu-eins im Verhältnis von Idee und Realität, sondern indirekt und häufig genug mit unintendierten Folgen und perversen Effekten, die dazu angetan sind, die Idee in der Wirklichkeit zu diskreditieren. Weber nennt das »die Paradoxie der Wirkung gegenüber dem Wollen«, denn natürlich hatten die reformierten Kirchenväter nicht vor, den Kapitalismus

einzuführen, der seinerseits zur Säkularisierung und Entzauberung der Welt, mithin also zur Unterminierung des Glaubens beigetragen hat. (4) Wenngleich in der mehr als hundertjährigen Rezeption der Studie Weber viele historische und empirische Fehler nachgewiesen wurden, bleibt sie in ihrer kühnen und kongenialen Anlage ein Musterbeispiel für eine historisch-vergleichende Konstellationsanalyse.

Heinz Steinert (2010) hat sich deshalb zu dem bissigen Buchtitel *Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen* hinreißen lassen; und nach der Einschätzung Dirk Kaeslers (2004) soll es sich hierbei um eine »große Meistererzählung der Moderne« handeln, die ihrerseits das Zeug zu einem modernen Mythos haben könnte.

Die Industriearbeiterstudie und die Psychophysik der Arbeit

Nach der Studie zu den Landarbeitern nahm sich der Verein für Socialpolitik als nächstes eine Enquete zur Industriearbeit vor, denn Deutschland war dabei, sich rapide in eine Industriegesellschaft zu verwandeln. Zudem schürten die politischen Aktivitäten von Arbeiterbewegung, Gewerkschaften und Sozialdemokratie die Angst vor einer proletarischen Revolution, welche die etablierte Sozialordnung aus Adel und Bürgertum hinwegfegen würde. In dieser Zeit wurde die Figur des Proletariats zu einem legendären Dämon, der die entstehende Industriegesellschaft verfolgen sollte – eine Prominenz und Visibilität, die sein ländliches Gegenstück niemals zu erreichen hoffen durfte. Auch die junge Disziplin der Soziologie tat das ihre, um zu der Schieflage in der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit zwischen ländlich-agrarischer und städtisch-industrieller Arbeit beizutragen, konzentrierten sich doch Theoriebildung und empirische Analyse auf Geburt, Lage und Schicksal des Proletariats.

Seit 1907 führte der Verein für Socialpolitik eine Übersicht in den wesentlichen Bereichen der Industrie durch, deren Ergebnisse in sieben Bänden zwischen 1910 und 1915 publiziert wurden. Max Weber verfasste im Jahr 1908 eine *Methodologische Einleitung für die Erhebung des Vereins für Socialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahl und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie* (GASS, 1–60), wie die berühmte Einführung in vollem Wortlaut heißt. Dort entwickelte er eine Fragestellung für diese Untersuchungen, deren thematische Ausrichtung seine eigene Vorgehensweise und sein Interesse am Thema der Arbeit anschaulich widerspiegelt:

»Die gegenwärtige Erhebung versucht festzustellen: einerseits, welche Einwirkung die *geschlossene Großindustrie* auf persönliche Eigenart, berufliches Schicksal und außerberuflichen ›Lebensstil‹ ihrer Arbeiterschaft ausübt, welche physischen und psychischen Qualitäten sie in ihnen entwickelt, und wie sich diese in der gesamten Lebensführung der Arbeiterschaft äußern, – andererseits: inwieweit die Großindustrie ihrerseits in ihrer Entwicklungsfähigkeit und Entwicklungsrichtung an gegebene, durch ethnische, soziale, kulturelle Provenienz, Tradition und Lebensbedingungen der Arbeiterschaft erzeugte Qualitäten derselben gebunden ist« (ebd., 1).

Weber spitzt diese allgemeine Problemstellung auf zwei Fragen zu: (1) Welche Kategorie von Arbeitern mit welcher Art von Fachqualifikationen wird vorzugsweise rekrutiert und welche Kategorie riskiert typischerweise den Ausschluss vom industriellen Arbeitsregime? (2) Wie hängen die typischen Rekrutierungsmuster von Ausmaß und Art des Kapitals der jeweiligen Industrie ab? Weber verweist auf die wesentliche Triebkraft zur kapitalistischen Rationalisierung der Arbeitsorganisation: die ›organische Zusammensetzung‹ des konstanten Kapitals (Produktionsmittel) und des variablen Kapitals (lebendige Arbeitskraft) in einem Betrieb. Karl Marx und Max Weber benutzen gleichermaßen das Konzept der »organischen Zusammensetzung des Kapitals«, um diesen zentralen Punkt zu klären. Je mehr Kapital in die technische Infrastruktur investiert wird, desto stärker die Tendenz, menschliche Arbeitskräfte durch eine Maschine zu ersetzen. Ganz auf der Linie mit den Erkenntnissen der heutigen Arbeitssoziologie (vgl. Böhle u. a. 2010) nimmt Weber ein dichotomes Muster an: Je weniger qualifiziert ein Arbeiter ist, desto eher wird er Gefahr laufen, durch eine Maschine ersetzt zu werden. Und umgekehrt: Je qualifizierter, desto unersetzlicher wird ein Arbeiter sein und desto mehr Schutz kann er gegen die Tendenz zu technologischer Rationalisierung aufbieten. Diese Einsicht haben in jüngerer Zeit Robert Reich (1991) und Manuel Castells (2001) reformuliert und in der Unterscheidung von »generic worker« und »symbolic analyst« gefasst.

Webers wachsendes Interesse am Zusammenspiel zwischen technologischer und sozialer Arbeitsteilung im Betrieb und den Charaktereigenschaften der Arbeiterklasse führt ihn schließlich zu Fragen nach den physiologischen und psychologischen Bedingungen und Folgen von Problemen wie Ermüdung am Arbeitsplatz, Erholung, Konzentration, Habitualisie-

rung, Praxis etc., um die psycho-physiologischen Bedingungen der Arbeitsproduktivität genauer zu untersuchen. Er ist so begeistert von der physiologischen und psychologischen Seite der technischen Arbeitsteilung, dass er eine *Psychophysik der Arbeit* (vgl. GASS, 61–255) schrieb, welche die zeitgenössische wissenschaftliche Literatur zu diesem Thema diskutiert. In diesen Arbeiten erscheint Weber als Vorläufer des Taylorismus, gleichsam als ein Fordist avant la lettre. Doch hinter dieser technischen Seite der Strukturierung des Arbeitsprozesses und parallel dazu der Arbeitsorganisation lugte stets sein humanistisches Interesse hervor an dem Typus von Mensch, den die Arbeiterklasse im Industriekapitalismus ausbilden würde.

Wie diese zweite Phase von Webers Schaffen zeigt, legt er mit der Methodologie der Kultur- und Sozialwissenschaften und der Studie über die *Protestantische Ethik* die Grundlagen für seine verstehende Soziologie, wie wir sie heute kennen und als eigenständiges »Weber-Paradigma« anerkennen. Die Fragestellung der Industriebearbeiterstudie macht zudem klar, wie Weber das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum zu fassen bestrebt ist. Stets geht er von der äußeren Verfassung oder Organisation aus, also der Sozialstruktur und den Institutionen einer Gesellschaft, um dann die Effekte auf die innere Eigenart von Personen und Gruppen zu erfassen, wie etwa Beruf und Berufung, wenn wir an die Puritaner denken, oder eben die Lebensstile und die Lebensführung der Menschen ganz allgemein. Genauso definiert Weber auf den Verhandlungen des Vereins für Socialpolitik 1905 in Mannheim, wo es um das Arbeitsverhältnis in Großbetrieben geht, seinen ›Wertgesichtspunkt‹: »Ich konstatiere nun, daß für mich ausschließlich die Frage in Betracht kommt: Was wird ›charakterologisch‹ – um das modische Wort zu gebrauchen – aus den Menschen, die in jene rechtlichen und faktischen Existenzbedingungen hineingestellt sind [...]?« (GASS, 395).

Dieses Muster, »äußere Organisation, innere Lebensführung«, wird Weber beibehalten und etwa für seine berühmten Vorträge über *Wissenschaft als Beruf* und *Politik als Beruf* nutzen. Gleiches gilt auch für seine Projektvorschläge (ebd., 431 ff.) der u. a. von ihm im Jahr 1909 mitbegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) auf ihrem ersten Soziologentag in Frankfurt 1910: Sowohl sein Projektvorschlag für eine Studie über das Zeitungswesen wie für eine Untersuchung des Vereinswesens verfolgen diese Art der Fragestellung. Obgleich Weber von Beginn an aktiv als Schriftführer an der DGS mitarbeitet, zögert er

noch, sich selbst als Soziologen zu bezeichnen. Zu dilettantisch und zu werturteilsbeladen erscheint ihm dieses junge Fach, für das er längst Feuer gefangen hat. Obgleich bereits der erste Paragraph des Statuts der DGS auf Drängen Webers die Werturteilsfreiheit verbindlich konstatiert, sollten ihn die leidenschaftlichen Debatten auf dem Soziologentag 1910 und 1912 darüber belehren, dass die deutsche Soziologie vom ›Werthen‹ wohl nicht lassen wollte und könnte. Aus Enttäuschung verließ er die DGS im Jahr 1914.

Die dritte Phase (1910–1920)

Das letzte Jahrzehnt von Webers Leben dominieren zwei Großprojekte: *Wirtschaft und Gesellschaft* sowie *Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen*. Der Erste Weltkrieg unterbricht seine Arbeit, und spätestens seit 1917 macht sich Weber intensiv Gedanken über die Neuordnung Deutschlands nach dem Krieg. Da er seit 1918/19 wieder an der Alma Mater erst in Wien und dann in München lehrt, spiegeln seine Vorlesungen seine Erkenntnis- und Forschungsinteressen wider; am bekanntesten wird die posthum herausgegebene Wirtschaftsgeschichte.

Wirtschaft und Gesellschaft

Dieses große Werk sollte Webers eigentliche Soziologie werden, obwohl das ursprünglich sicher so nicht geplant war. Aber neben der *Protestantischen Ethik* machte *Wirtschaft und Gesellschaft* ihren Autor weltberühmt. Die Vorgeschichte seines *Opus magnum* hingegen ließ sich vertrackt an. 1909 nahm Max Weber das Angebot des Verlegers Paul Siebeck an, an der Neuausgabe und Aktualisierung des *Handbuchs der Politischen Ökonomie* von Gustav Schönberg, der 1908 verstorben war, aus dem Jahr 1892 federführend mitzuwirken, um dieses zu aktualisieren. Der Titel soll zunächst beibehalten werden. 1910 legt Weber einen ersten Stoffverteilungsplan vor, und schrieb verschiedene Autoren an, wobei er für sich selbst mehrere Kapitel reserviert hatte, insbesondere auch eines mit dem Titel »Wirtschaft und Gesellschaft«.

1912/13 melden die Kinder von Schönberg finanzielle Ansprüche an eine eventuelle Neuausgabe des Handbuchs an. Da immer noch nicht alle Beiträge eingegangen waren und das Buch 1913 nicht erscheinen konnte, wurde der Titel, um jegliche Beziehung zum Handbuch von Schönberg vermeiden zu können, in *Grundriß der Sozialökonomik* geändert.

Weber selbst erweitert die Konzeption seines Beitrags gegenüber dem Stoffverteilungsplänen von 1910

und 1913 noch einmal, wie er seinem Verleger in einem Brief vom 30. Dezember 1913 stolz ankündigte. Er habe

»eine geschlossene soziologische Theorie und Darstellung ausgearbeitet, welche alle großen Gemeinschaftsformen zur Wirtschaft in Beziehung setzt: von der Familie und Hausgemeinschaft zum ›Betrieb‹, zur Sippe, zur ethnischen Gemeinschaft, zur Religion (*alle* großen Religionen der Erde umfassend: Soziologie der Erlösungslehren und der religiösen Ethiken, – was Tröltsch gemacht hat, jetzt für *alle* Religionen, nur wesentlich knapper), endlich eine umfassende soziologische Staats- und Herrschafts-Lehre. Ich darf behaupten, daß es noch *nichts* dergleichen giebt, auch kein ›Vorbild‹« (MWG I/22-1, IX).

Diese erweiterte Fassung ging zurück auf seine im Nachlass gefundene und später (1922) in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlichte Arbeit über *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft* und die *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* aus dem Jahr 1913. Die Absicht, diese Version 1915 erscheinen zu lassen, machte der Kriegausbruch zunichte. Weber nahm seine Arbeit am *Grundriß der Sozialökonomik* erst wieder 1919 auf. Die Kapitel, die er beginnend im September 1919 an den Verlag sendet, beweisen, dass er nicht mehr der Gliederung von 1914 folgte. Innerhalb von zehn Jahren erarbeitet Weber also in mehreren Anläufen zwei Fassungen, aus denen *Wirtschaft und Gesellschaft* entstand: Die Stoffverteilungspläne von 1910, 1913 und 1914 beschreiben die Vorkriegsfassung, mit variierenden Schwerpunkten. Demgegenüber zeigen die von ihm 1920 in Druck gegebenen drei Kapitel zum *Grundriß* eine erheblich modifizierte Nachkriegsfassung (vgl. Schluchter 2016, 240 f.). So weichen die Abhandlungen zur *Religionssoziologie*, zur *Rechtssoziologie* und zur *Stadt* gegenüber dem Plan von 1914 ab, und er konzipiert diese 1919/20 neu. Unklar bleibt jedoch, wie er sich über die eingereichten Kapitel hinaus den Fortgang vorstellte. Die von Marianne Weber und Johannes Winckelmann präsentierte Fassung von *Wirtschaft und Gesellschaft* enthält daher Texte aus einem langen Arbeitsprozess, in dem sich Konzeption und Darstellungsart mehrmals änderten (vgl. ebd., X).

Marianne Weber und, ihr folgend, Johannes Winckelmann lösten das Problem der Anordnung von Texten aus verschiedenen Arbeitsphasen und ihrer inneren Zusammengehörigkeit so, dass die späteren, reiferen Fassungen den systematischen und abstrak-

ten ersten Teil, die früheren Versionen hingegen historische und konkrete Illustrationen der abstrakten Begrifflichkeit im zweiten Teil bildeten. Marianne Weber schreibt im Vorwort zur ersten Auflage:

»Während aber im ersten, abstrakten Teil das auch dort überall herangezogene Historische wesentlich als Mittel zur Veranschaulichung der Begriffe dient, so treten nunmehr, umgekehrt, die idealtypischen Begriffe in den Dienst der verstehenden Durchdringung welt-historischer Tatsachenreihen, Einrichtungen und Entwicklungen« (WuG, XXXII).

Die historisch-kritische Gesamtausgabe bricht mit dieser Editionstradition, die Webers Werk seinen Weltruhm verdanken sollte, radikal. *Wirtschaft und Gesellschaft*, wie es Generationen von Lesern studiert haben, gibt es nicht mehr. Dem Prinzip der Werktreue folgend, spalten die Herausgeber der Max Weber-Gesamtausgabe den Textkorpus auf in die Reihe der älteren Manuskripte einerseits und die erste, noch von Weber selbst besorgte Drucklegung seines Beitrages für den *Grundriß der Sozialökonomik* andererseits. Das Ergebnis ist eine Zweiteilung: (1) Die zum Projekt von *Wirtschaft und Gesellschaft* nachgelassenen Schriften im Umfang von 3000 Druckseiten werden in MWG I/22 in sechs Teilbände aufgefächert: *Gemeinschaften* (22-1), *Religiöse Gemeinschaften* (22-2), *Recht* (22-3), *Herrschaft* (22-4), *Die Stadt* (22-5) sowie *Materialien und Register* (22-6). Der Titel lautet: *Wirtschaft und Gesellschaft. Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Nachlaß*. (2) MWG I/23 hingegen basiert auf der von Weber noch selbst in den Druck gegebenen Version, welche die *Soziologischen Grundbegriffe* und die »Soziologischen Kategorien des Wirtschaftens« als Kapitel I und II enthält, gefolgt von den »Typen der Herrschaft« als Kapitel III und »Klasse, Stand, Parteien« in stark systematisierter und unvollendeter Form als Kapitel IV. Auf die Fortsetzung dieses unvollendeten Werkes gibt es nur vage Hinweise, so auf die Typen der Gemeinschaft (»Formen der Verbände«) als Kapitel V und auf eine »Religions-, Rechts- und Staatssoziologie«. Dieses Werk heißt *Wirtschaft und Gesellschaft. Soziologie. Unvollendet 1919–1920*.

Die zukünftige Rezeption wird zeigen, ob die historisch-kritische und werkgetreue Ausgabe tatsächlich die von Marianne Weber und Johannes Winckelmann edierte Fassung von *Wirtschaft und Gesellschaft* ablösen wird. *Wirtschaft und Gesellschaft*, überall auf der Welt und in fast allen Sprachen in dieser alten Form

übersetzt, ist längst ein Mythos geworden und hat als solcher Eingang in die Soziologietradition gefunden.

Die Struktur von *Wirtschaft und Gesellschaft* offenbart, wie Weber sich (s)eine Soziologie, die nicht unreif, dilettantisch und spekulativ auftritt, vorgestellt hat. In seinem *Opus magnum* entwickelt er eine systematische und historisch-empirische Analyse der Wirtschaft und der gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte. Wie der Brief an seinen Verleger Paul Siebeck zeigt, versucht er, die Wirtschaft zu allen großen Gemeinschaftsformen der Geschichte systematisch in Beziehung zu setzen: von der Hausgemeinschaft und Familie, Sippe und ethnischen Gemeinschaft bis zur Nation und zum Staat, zur Herrschaft und zur Religion. Er meidet, wie Georg Simmel, den Begriff der »Gesellschaft« und verwendet lieber die prozessualen Konzepte von Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung einerseits, die Begriffe von Wertsphäre und Lebensordnung andererseits.

Weber begreift Soziologie als Wissenschaft vom sozialen Handeln. Seine Handlungstheorie ist »eingebettet« in eine Ordnungs- und Kulturtheorie. Ohne auf seine materialen Analysen einzugehen, die in den Werkgruppen vorgestellt werden, soll nur Webers Vorstellung einer modernen Gesellschaft nachgezeichnet werden, wie sie sich aus der Architektonik von *Wirtschaft und Gesellschaft* ergibt. Versucht man, daraus einen allgemeinen theoretischen Bezugsrahmen abzuleiten, so untersucht Weber auf der Basis seiner Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie die »Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte«. Er operiert in seinen Analysen stets mit der Unterscheidung zwischen Wirtschaft, Politik und Religion. Was ihn an diesen gesellschaftlichen Ordnungen interessiert, ist nicht nur ihr institutioneller Aufbau, ihre Gestaltungsmacht und ihr Einfluss auf die individuelle Lebensführung, sondern ihn beschäftigt als Handlungstheoretiker das Zusammenspiel von Ideen und Interessen – hier also der wirtschaftlichen Erwerbsinteressen, der politischen Herrschaftsinteressen und der religiösen Heilsinteressen –, von Statusgruppen und gesellschaftlichen Akteuren.

Der Bezugsrahmen, den Weber benutzt – mit der sozialtheoretischen Intention einer Handlungs-, Ordnungs- und Kulturtheorie sowie der gesellschaftstheoretischen Ausrichtung auf die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte –, wird unmittelbar an der Architektonik von *Wirtschaft und Gesellschaft* deutlich. Neben der allgemeinen Kategorienlehre ist *Wirtschaft und Gesellschaft* als Wirtschaftssoziologie, als Herrschaftssoziologie – erwei-

tert um eine Soziologie der Stadt als räumlicher Sitz von Herrschaft und um eine Rechtssoziologie als Legitimation von Herrschaft – und als Religionssoziologie angelegt. Dieses Systembild von Gesellschaft wird ergänzt durch das Lagerungsbild sozialer Ungleichheit in Gestalt von Klassen, Ständen und anderen Statusgruppen.

Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen

Schon am Ende der *Protestantischen Ethik* hatte Weber eingestanden, dass seine »spiritualistische Konzeption« zu einseitig angelegt ist, um die Kulturbedeutung des Protestantismus zu erfassen. Deshalb hatte er stets vorgehabt, diese Studie in einen größeren Rahmen einzubetten. Hinzu kommt eine Entdeckung, die Weber um 1910 macht. Denn der Rationalismus ist nicht nur eine Sache von Wirtschaft und Wissenschaft, sondern durchdringt alle Wertsphären und Lebensordnungen der Gesellschaft.

»Für Weber bedeutet diese Erkenntnis der Besonderheit des okzidentalens *Rationalismus* und der ihm zugefallenen Rolle für die abendländische Kultur eine seiner wichtigsten Entdeckungen. Infolge davon erweitert sich seine ursprüngliche Fragestellung nach dem Verhältnis von Religion und Wirtschaft nun zu der noch umfassenderen, nach der *Eigenart der ganzen abendländischen Kultur*« (Marianne Weber 1989, 349).

Die Initialzündung zu dieser universalgeschichtlichen okzidentalens Rationalisierungsthese kommt ihm beim Studium der Musik, weshalb er um 1910 ein Manuskript zu den rationalen und soziologischen Grundlagen der Musik verfasst. Laut Marianne Weber sollte das nur der Auftakt für eine ganze Soziologie der Kunst werden, zu der Weber indes nicht mehr gekommen ist.

Diese Einbettungsabsicht und Rationalisierungsidee gehen in sein Forschungsprogramm zur *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* ein. Gegenüber der *Protestantischen Ethik* erweitert und vertieft er seinen Ansatz. Er vertieft ihn, weil er nicht nur den Zusammenhang zwischen religiöser Ethik, Berufsethik und Wirtschaftsethik betrachtet, sondern der Beziehung zwischen Wirtschafts- und Sozialstruktur, sozialer Schichtung und methodisch-rationaler Lebensführung nachgeht, um dem »Geist des Kapitalismus« auf die Spur zu kommen. Er erweitert ihn, weil er die Analyse des Christentums vergleicht mit den anderen Kultur- bzw. Weltreligionen wie dem Konfuzianismus, dem Hinduismus, dem Buddhismus, dem Judentum und dem Islam. Der komplexe Ansatz und

die komparative Methode dienen dem Versuch, die Sonderentwicklung der okzidentalens Moderne im Vergleich zu anderen Wirtschaftsethiken der Weltreligionen besser zu verstehen und aufzuzeigen, warum es in anderen Regionen und Religionen der Welt zu keiner vergleichbaren Entwicklung wie im Westen gekommen ist.

»Unter »Weltreligionen« werden hier, in ganz wertfreier Art, [...] jene fünf religiösen oder religiös bedingten Systeme der Lebensreglementierung verstanden, welche besonders große *Mengen* von Bekennern um sich zu scharen gewußt haben: die konfuzianische, hinduistische, buddhistische, christliche, islamitische religiöse Ethik. Ihr tritt als sechste mitzubehandelnde Religion das Judentum hinzu, sowohl weil es für jedes Verständnis der beiden zuletzt genannten Weltreligionen entscheidende geschichtliche Voraussetzungen enthält, als wegen seiner teils wirklichen, teils angeblichen historischen Eigenbedeutung für die Entfaltung der modernen Wirtschaftsethik des Okzidents« (RS I, 237 f.).

Wie in der *Protestantischen Ethik* interessiert sich Weber nicht für das Dogma, sondern für »die in den psychologischen und pragmatischen Zusammenhängen der Religionen gegründeten *praktischen Antriebe zum Handeln*« (ebd., 238). Natürlich ist die Wirtschaftsethik niemals nur reiner Ausfluss einer Religion gewesen, sondern stets auch von den »Eigengesetzlichkeiten« historischer oder wirtschaftsgeographischer Natur bestimmt worden. Dennoch: »Zu den Determinanten der Wirtschaftsethik gehört als eine – wohlgeordnet: nur *eine* – auch die religiöse Bestimmtheit der Lebensführung« (ebd.).

Weber sucht in der vergleichenden *Wirtschaftsethik der Weltreligionen*

»die richtunggebenden Elemente der Lebensführung derjenigen sozialen *Schichten* herauszuschälen, welche die praktische Ethik der betreffenden Religion am stärksten bestimmend beeinflusst und ihr die charakteristischen – d. h. hier: die sie von anderen unterscheidenden *und* zugleich für die Wirtschaftsethik wichtigen – Züge aufgeprägt haben« (ebd., 239).

Er interessiert sich also für die Trägergruppen, ihre materielle und ideelle Interessenlage, ihre spezifisch religiöse Gestimmtheit und die Ausrichtung ihrer Lebensführung.

Im Kern läuft Webers Religionssoziologie auf eine »Politische Ökonomie des Heilsgeschehens« (Bour-

diu 2000) hinaus. Die Religion ist keine unschuldige Idealsphäre der Kultur, der es nur um das Seelenheil ihrer Gläubigen zu tun ist – sicher auch, aber eben nicht nur. Daneben gibt es materielle und ideelle Interessen der verschiedenen Akteure, die es detailliert zu untersuchen gilt. Religion, die es in den verschiedenen Varianten der Weltreligionen vermeintlich nur mit dem Jenseits zu tun hat, ist also eine eminent diesseitige Angelegenheit, in der es um symbolische Herrschaft oder das Monopol der legitimen Welt- und Sinnauslegung geht.

Weber verfügt über eine klar geschnittene Fragestellung: Es geht ihm darum, die Wirtschaftsethik der Weltreligionen zu rekonstruieren, um dem Zusammenhang zwischen Wirtschafts- und Sozialstruktur, sozialer Schichtung und methodisch-rationaler Lebensführung nachzugehen. Er hat eine genuine Problematik, die Sonderentwicklung des Okzidents zu verstehen, ihre Eigenart und Einzigartigkeit, und dies vor dem Hintergrund der Entwicklungen im Rest der Welt. Es ist ein ungeheures Forschungsprogramm, das ihm sein religionssoziologisches Projekt aufbürdet. Denn er benötigt eine intime Kenntnis der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Weltregionen, der politischen Geschichte und der Weltreligionen in Theorie und Praxis für Antike, Mittelalter und Neuzeit. Erst dann ist es möglich, Wechselwirkungen zwischen Ökonomie, Politik und Kultur der Regionen und Religionen auszumachen.

Um eine solche differenzierte ›politische Ökonomie des Heilsgeschehens‹ zu entwerfen, ist ein ausgearbeiteter Begriffs- und Theorieapparat zur Analyse der Weltreligionen notwendig. Diese systematische Religionssoziologie findet sich in *Wirtschaft und Gesellschaft*; die historisch-empirisch gerichteten Ausführungen zu Fragestellung und zum analytischen Bezugsrahmen seiner Studien werden in der *Einleitung* und der *Zwischenbetrachtung* zu seiner *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* entwickelt. Die *Vorbemerkung*, 1920 vorangestellt, formuliert prägnant das Forschungsprogramm zum okzidentalischen Rationalismus. Die materialen Ausführungen zu den Weltreligionen finden sich in den drei Bänden der *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*: Band I enthält die Protestantismus- und Konfuzianismusstudie, Band II Hinduismus und Buddhismus, Band III das antike Judentum.

Hier, wie für Webers anderes Mammutprojekt *Wirtschaft und Gesellschaft*, gilt, dass er es nicht hat vollenden können. Denn ursprünglich hatte er vier Bände geplant: Der erste Band hätte neben Protestantischer Ethik, Konfuzianismus und Taoismus, den

Hinduismus und Buddhismus umfasst. Der zweite Band sollte mit einem Vorspann über die Allgemeinen Grundlagen der okzidentalischen Sonderentwicklung einsetzen, dann die ägyptischen, babylonischen und persischen Verhältnisse schildern und die Studie über das antike Judentum enthalten. Der dritte Band hätte das talmudische Judentum, das Urchristentum, das orientalisch-christliche Christentum und den Islam behandelt. Im vierten Band schließlich hätte das Christentum des Okzidents im Zentrum gestanden, und erst damit wäre eine komplette Einbettung der Protestantischen Ethik gelungen.

Die Neuordnung Deutschlands

Es ist ganz erstaunlich, was für eine enorme Forschungsleistung Weber trotz des Ersten Weltkriegs erbringt, und das, obwohl er im ersten Jahr des Krieges an der Heimatfront als Lazarettarzt in Heidelberg dient. Beide Großprojekte bleiben weiter im Fokus, wenngleich er an der *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* kontinuierlich weiterarbeitet, die Studien über *Hinduismus und Buddhismus* etwa schreibt er 1916, während *Wirtschaft und Gesellschaft* etwas in den Hintergrund rückt, und erst nach dem Krieg wieder intensiver bearbeitet wird. Dennoch drängen die militärischen und politischen Schicksalsfragen auch Max Weber dazu, Stellung zu beziehen. Obgleich er anfänglich die kollektive Kriegsbegeisterung vom August 1914 teilt, wächst seine Skepsis angesichts ausufernder Kriegszielforderungen, er warnt vor dem verschärften U-Boot-Krieg und dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg. Gegen Kriegsende steht Weber der Zwang zur Neuordnung nach dem Krieg immer deutlicher vor Augen.

Im Mai 1918 veröffentlicht er *Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland*. Er rechnet schonungslos mit dem alten Regime ab und ruft nochmals die unglückselige Erbschaft Bismarcks in Erinnerung. Als der große Steuermann 1890 abtritt, hat er die »Karikatur eines politisch reifen Volkes« vor sich. Das ist sein ureigenstes Erbe, »denn eben diese politische Nichtigkeit des Parlaments und der Parteipolitiker hatte er gewollt und absichtsvoll herbeigeführt« (GPS, 301). Bismarcks cäsarische Herrschaft hatte die Entstehung neuer politischer Führernaturen von vornherein im Keim zu ersticken vermocht, so dass das nach seinem Rücktritt entstandene Machtvakuum durch einen theatralischen Kaiser für außeralltägliche Bühnenauftritte mit unabsehbarem politischem Schädigungspotential und im Alltag durch die preußische Beamtenherrschaft gefüllt wurde.

Diese Beamtenherrschaft nebst einem unfähigen Monarchen macht Weber indes für die schlechte Führung Deutschlands verantwortlich. Zwei Gründe sprechen in seinen Augen gegen eine Beamtenherrschaft: (1) Der preußische Amtadel ist keineswegs politisch neutral, sondern strukturkonservativ eingestellt, wie seine antikapitalistische und antidemokratische Haltung zeigt. (2) Die großen Vorzüge von Bürokraten, *sine ira et studio* zu handeln, verkehren sich in der Politik zu großen Nachteilen, denn sie machen sie im politischen Alltag zu opportunistischen Anpassungsethikern statt zu führungsbereiten Verantwortungsethikern.

Nimmt man Webers Reformvorschläge zusammen, so laufen Parlamentarisierung und Demokratisierung Deutschlands allesamt auf die Öffnung des Zugangs zu politischen Leit- und Schaltstellen für echte ›Führernaturen‹ hinaus, um so die Beamtenherrschaft zu brechen: (1) Die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts zielt auf den Abbau der anachronistischen Vorrechte des Adels ab, der nur mit Hilfe der politischen Privilegien seine ökonomische bedrohte Stellung abstützen kann. (2) Die Einführung des Parlamentarismus soll zum einen die Kontrolle der Verwaltung ermöglichen, zum anderen vermag sie die Arena für den Aufstieg von politischen Führungspersonlichkeiten bereitzustellen. (3) Die Einführung der plebiszitären Führungsauswahl soll alle Hindernisse beseitigen, die die Parteibükratie und das Parlament dem politischen Talent in den Weg legen könnten. Der politische Führer soll mit massendemagogischen Mitteln um seine Gefolgschaft werben, um auf der Basis ihres Vertrauens seine Ziele kraftvoll durchzusetzen. Zur Eroberung dieser Machtposition verfügt er in geradezu diktatorischer Manier über den Parteiapparat, der seinen Anordnungen ohne Widerspruch folgt.

Weber ist sich zwar der Gefahren einer »cäsaristische[n] Wendung der Führerauslese« (ebd., 393) bewusst, die »auf der Ausnutzung der Emotionalität der Massen« (WuG, 845) beruht. Gerade deshalb betont er immer wieder die wichtige Kontrollfunktion des Parlaments gegenüber zu hohen Machtansprüchen der plebiszitären Führungspersönlichkeit. Dennoch gilt in seinen Augen: »[...] es gibt nur die Wahl: Führerdemokratie mit ›Maschine‹ oder führerlose Demokratie, das heißt: die Herrschaft der ›Berufspolitiker‹ ohne Beruf, ohne die inneren, charismatischen Qualitäten, die eben zum Führer machen« (GPS, 544). Weber war anglophil und hatte eine positive Haltung zur englischen Politik, seinem Parlament und seiner Führungsfiguren wie William Edward Gladstone, der ihm als Vorbild für einen charismatischen Politiker diente.

Nach den traumatischen Erfahrungen mit Hitler kann man Webers ›Modell der plebiszitären Führerdemokratie‹ heute nur noch wenig abgewinnen. Sicherlich hätte Weber der kleinbürgerlichen Pöbelherrschaft der Nationalsozialisten nichts abgewinnen können und wäre in den Widerstand gegen dieses Regime gegangen. Es ist freilich eine feine Ironie seines »aristokratischen Individualismus«, dass er sein Modell nach dem Vorbild des von ihm als brutalen Demagogen so heftig kritisierten Bismarck gestaltet. Weber selbst zitiert die Führer der von Bismarck bekämpften Parteien mit einem Anflug von ironischem Erstaunen. »Stets erneut habe ich aus dem Munde ihrer Führer gehört: Bestände irgendwelche Chance, daß für die höchste Stelle stets ein neuer Bismarck erstünde, dann wäre der Cäsarismus die Regierungsform des Genies, die gegebene Verfassung für Deutschland« (GPS, 302). Wenn da nur nicht die kleine, aber wichtige historische Restriktion wäre: »Ein Genie erscheint nun einmal günstigenfalls alle Jahrhunderte« (ebd., 301).

Was aber bedeutet das für Webers eigenes Modell der plebiszitären Führerherrschaft? Denn auch ein Gladstone wird selbst in England nicht alle Tage geboren. Gerade mediokre Führungsfiguren könnten aus einer Mischung von Arroganz und Ignoranz die Grenzen einer legitimen Führerdemokratie in Richtung Autokratie verschieben, und wie rasch dann jede Form politischen Widerstands zu zerbrechen vermag, zeigt die Erfahrung mit der nationalsozialistischen Herrschaft.

Man muss Webers politische Reformvorschläge freilich vor dem Hintergrund nicht nur der Kriegsniederlage sehen, sondern auch vor der Folie seiner Forschungsergebnisse zur okzidentalischen Rationalisierung. Er hielt deren Druck, der sich im Alltag als wachsende Bürokratisierung äußert, für so stark, dass er mitten in der Abrechnung mit der wilhelminischen Erfahrung verzweifelt fragt:

»Wie ist es angesichts dieser Übermacht der Tendenz zur Bürokratisierung überhaupt noch möglich, irgendwelche Reste einer in irgendeinem Sinn ›individualistischen‹ Bewegungsfreiheit zu retten? Denn schließlich ist es eine gröbliche Selbsttäuschung, zu glauben, ohne diese Errungenschaften aus der Zeit der ›Menschenrechte‹ vermöchten wir heute (auch der konservativste unter uns) überhaupt zu leben.« [2. Was kann man dem Wachstum der Bürokratie und dem wachsenden Beamtenheer überhaupt entgegensetzen?] »Wie wird Demokratie auch nur in diesem beschränkten Sinn überhaupt möglich sein?« (GPS, 333).

So autokratisch das Gewand von Webers Modell der plebiszitären Führerdemokratie auf den ersten Blick auch anmuten mag, so soll es doch eine Lösung für den universalgeschichtlich bedeutsamen, weil unaufhaltsamen Rationalisierungsprozess bieten. Webers Zeitdiagnose der Bürokratie als hegemoniale Maschine ist pessimistisch, aber klar:

»Im Verein mit der toten Maschine ist sie an der Arbeit, das Gehäuse jener Hörigkeit der Zukunft herzustellen, in welche vielleicht dereinst die Menschen sich, wie die Fellachen im altägyptischen Staat, ohnmächtig zu fügen gezwungen sein werden, wenn ihnen eine rein technisch gute und das heißt: eine rationale Beamtenverwaltung und -versorgung der letzte und einzige Wert ist, der über die Art der Leitung ihrer Angelegenheiten entscheiden soll« (GPS, 332).

Angeichts dieser großen Sorge geht es Weber um ein liberales, pluralistisches Modell von Kräften und Gegenkräften in der modernen Gesellschaft und Demokratie. Ein dynamischer Kapitalismus, eine dynamische Politik und eine dynamische Kultur auf der Basis eigenverantwortlich handelnder Individuen mit methodisch-rationaler Lebensführung werden von Weber allesamt aufgeboten, um der Kehrseite der Rationalisierung – der wachsenden Bürokratisierung aller Lebensbereiche und der Gefahr struktureller Erstarrung – entgegenzuwirken. Die Dynamik einer liberalen Gesellschaft auf der Basis von Kapitalismus, Demokratie und Individualismus aufrechtzuerhalten, bildet eine Daueraufgabe in der Moderne.

Die Reden: Wissenschaft als Beruf und Politik als Beruf

Am 7. November 1917 hielt Max Weber auf Einladung durch den Freistudentischen Bund, Landesverband Bayern in München einen Vortrag über *Wissenschaft als Beruf* im Rahmen einer Vortragsreihe zu dem Thema »Geistige Arbeit als Beruf«. Über ein Jahr später, am 28. Januar 1919, ließ er in der gleichnamigen Reihe den Vortrag *Politik als Beruf* folgen. Nicht nur der äußere Anlass, die Präsentation seiner Gedanken in ein und derselben Veranstaltungsreihe, sondern auch der innere geistige Gehalt, Wissenschaft und Politik als Beruf, stellen eine enge Beziehung zwischen diesen beiden Vorträgen her. Max Weber unterbreitet hier wie dort eine sozialphilosophisch eingefärbte Zeitdiagnose, die den Zusammenhang zwischen Beruf, Berufsethik und Persönlichkeit beleuchten soll. Es zeigt sich in diesen späten Schriften, dass er den pessimistischen Ausblick

auf die Zukunft des Menschentums – »Fachmenschen ohne Geist, Genußmenschen ohne Herz« –, wie er ihn am Ende der *Protestantischen Ethik* (RI, 204) vorgenommen hatte, nicht für das letzte Wort in dieser existenziell zentralen Frage hält. Vielmehr sucht er die institutionelle Eigenart der jeweiligen Wertsphäre und Lebensordnung zu charakterisieren, um dann zu prüfen, welche Art von Menschen mit welchem Persönlichkeitstypus für diesen Beruf geeignet ist.

Diese Reden haben somit einen doppelten Status: Sie sind zum einen sozialphilosophisch und zeitdiagnostisch ausgerichtet, denn Weber geht es um eine Standortbestimmung der »geistigen und politischen Situation der Zeit« zwischen dem militärischen Zusammenbruch des Deutschen Reiches und der Novemberrevolution. Diese sozialphilosophisch angeleitete Gesellschafts-, Kultur- und Zeitdiagnose sollte indes nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie zum anderen eine genuin soziologische Analyse von Wissenschaft und Politik als Beruf darstellt. Sie liegt ganz auf der Linie der *Zwischenbetrachtung* in der *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* und folgt der dort entwickelten Logik der Wertsphären und Lebensordnungen. Wissenschaft und Politik sind Sphären eigenen Rechts, so dass ihre institutionellen Ausgestaltungen einerseits, ihre inneren Eigenarten andererseits betrachtet werden müssen. Erst auf dieser Grundlage kann man fragen, welche persönlichen Eigenschaften Wissenschaftler und Politiker mitbringen sollten, um diese Berufe sinnvoll auszufüllen, und welche Bedeutung solchermaßen ausgelesenen »Persönlichkeiten« innerhalb der »sittlichen Gesamtökonomie der Lebensführung« (GPS, 536) zukommt.

Die Wirtschaftsgeschichte

Die *Wirtschaftsgeschichte*, posthum 1923 von Siegmund Hellmann und Melchior Palyi herausgegeben, geht auf studentische Mitschriften von Webers Vorlesung »Abriß der universalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte« aus dem Wintersemester 1919/20 in München zurück. In engem sachlichem Zusammenhang zur Fertigstellung von *Wirtschaft und Gesellschaft*, an der er zu diesem Zeitpunkt arbeitete, versorgt Weber seine Zuhörer zunächst mit einem analytischen Begriffsraster, um danach die Agrarverfassung anhand von Haushalt, Sippe, Dorf und Grundherrschaft nachzuzeichnen, sodann Gewerbe und Bergbau sowie Güter- und Geldverkehr vor Beginn der kapitalistischen Entwicklung zu charakterisieren und schließlich die Entstehung des modernen Kapitalismus zu analysieren. Besonders aufschluss-

reich sind seine Überlegungen zum Bürgertum, zum rationalen Staat und zur Entfaltung der kapitalistischen Gesinnung, wobei er auf seine Religionssoziologie zurückgreift. Weber resümiert den Zusammenhang zwischen Stadt und Staat, Wirtschaft und Bürgertum wie folgt:

»Den Städten wurde Militärhoheit, Gerichtshoheit, Gewerbehoheit entzogen. Formal wurde dabei an den alten Rechten in der Regel nichts geändert; aber tatsächlich sind die Städte in der Neuzeit ihrer Freiheit ganz ebenso beraubt worden wie in der Antike mit der Aufrichtung der Römerherrschaft. Aber zum Unterschied von damals gerieten sie in die Gewalt konkurrierender Nationalstaaten, die in ständigem friedlichen und kriegerischen Kampf um die Macht lagen. Dieser Konkurrenzkampf schuf dem neuzeitlich-abendländischen Kapitalismus die größten Chancen. Der einzelne Staat mußte um das freizügige Kapital konkurrieren, das ihm die Bedingungen vorschrieb, unter denen es ihm zur Macht verhelfen wollte. Aus dem notgedrungenen Bündnis des Staates mit dem Kapital ging der nationale Bürgerstand hervor, die Bourgeoisie im modernen Sinne des Wortes. Der geschlossene nationale Staat also ist es, der dem Kapitalismus die Chancen des Fortbestehens gewährleistet; solange er nicht einem Weltreich Platz macht, wird also auch der Kapitalismus dauern« (WG, 288 f.).

Größe durch Unikalität: Das enigmatische Erbe Max Webers

Am Ende dieser kurzen Werkgenealogie in systematischer Absicht müssen wir zu Stellung und Stellenwert von Max Webers Œuvre zurückkehren. Beide – Werk und Person – sind ein Phänomen und ein Paradox. Sie sind ein *Phänomen*, denn unter allen Klassikern der Sozialwissenschaften gilt er weltweit als der größte und bedeutendste Soziologe. Sie sind ein *Paradox*, denn es ist bis heute keineswegs geklärt, warum das so ist. Worin genau besteht Webers Bedeutung, seine Größe und seine Wirkung? Warum nennen alle »Max Weber«, wenn die Frage nach dem wichtigsten Soziologen oder Sozialwissenschaftler gestellt wird?

Das Geheimnis von Webers Größe besteht aus unserer Sicht in seiner »Unikalität«. Was ist mit dieser These von der Eigenart und Einzigartigkeit seines Werkes gemeint? Im Laufe seines Lebens erwirbt Weber einen ungeheuren Wissensvorrat aus Philosophie, Geschichte, Wirtschaft, Recht und Politik von Antike,

Mittelalter und Moderne. Ihm hilft ein fotografisches Gedächtnis, sich einmal angeeignetes Wissen zu merken. Der Modus der Wissensverarbeitung ist ein ganz besonderer: Er eignet sich alles jeweils so weit an, wie er es nutzen kann. Dieser Goethe verwandte Aneignungsprozess, der sich auch nur das »anverwandelt« hat, was ihn selbst weitergebracht hat, führt im Fall Webers zu neuartigen und überraschenden Kombinationen von Wissensvorräten. Selbst da, wo er sich scheinbar voll und ganz in bestehende Traditionszusammenhänge eingliedert, gehört er nie ganz dazu. Das gilt in der Philosophie und Methodologie für seine Zugehörigkeit zur südwestdeutschen Schule des Neukantianismus (Windelband, Rickert), das gilt in der Nationalökonomie für seine Nähe zur historischen Schule (Schmoller, Wagner), im Verein für Socialpolitik für seine Anhängerschaft der jüngeren Generation, das gilt zudem für seine »Existenz« als Soziologe. Er ist dort jeweils überall zu Hause und doch nicht daheim. Daheim ist er nur bei sich selbst.

Das »weberianische Denken«, wie man es vielleicht bezeichnen könnte, ohne ihn zu klassifizieren, sei es nach Zunftzugehörigkeit (Jurisprudenz, Geschichte, Nationalökonomie, Soziologie oder Politikwissenschaft) oder sei es nach Schulzugehörigkeit (Neukantianismus, methodologischer Individualismus, Handlungstheorie etc.), gewinnt diese *Aura der Unikalität*, weil Weber es stets bewusst versäumt hat, seine Ansätze in den verschiedenen Forschungsbereichen, in denen er zu Hause war, zu Ende zu denken. Man wird bei Weber also vergeblich nach einer Theorie suchen. Er treibt eben keine Gesellschaftstheorie wie etwa Karl Marx, der über die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise die Eigenart der modernen Gesellschaft zu erfassen suchte. Bestenfalls könnte man ihn als Vertreter der Gesellschaftsgeschichte fassen, wenn damit gemeint ist, historisch eigenartige und einzigartige Konstellationen universalgeschichtlicher Bedeutung, also das, was er »historisches Individuum« (RS I, 30) nennt, aufzuzeigen. So gelangte er am Ende seines Lebens zu der Einsicht, dass der Westen einem eigensinnigen Rationalisierungsprozess von weltgeschichtlicher Bedeutung unterliegt, der so und in dieser Form nirgendwo anders vorkommt, geschweige in dieser Form wiederholt oder nachgemacht werden kann.

Am ehesten gelingt es noch, so etwas wie eine *Systematik* in seinem Denken zu entdecken oder zu rekonstruieren. Aber man wird kein System finden, und wenn man glaubt, es gefunden zu haben, ist es nicht mehr Weber. Es muss dann nicht mehr als weberia-

nisches Denken, sondern als Denken im Anschluss an Max Weber gelten.

Ein Beispiel zur Illustration mag diese Denkstrategie verdeutlichen. Weber gilt etwa als Anhänger des südwestdeutschen Neukantianismus. Die geistige Nähe zum Neukantianismus dieser Prägung ist in der Tat kaum zu leugnen. Das ist darauf zurückzuführen, dass Weber in Rickerts Buch *Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung* eigene methodologische Überlegungen wohlformuliert vorfand, woraus sich eine Wahlverwandschaft ergab. »Max Weber in seiner großartigen Maßlosigkeit war so dankbar, daß er sich in diesen logischen Fragen ständig auf Rickert bezog und manche seiner Darlegungen wie eine bloße Konsequenz und Anwendung Rickertschen Denkens erscheinen ließ« (Jaspers 1984, 37). Es musste dann selbst Rickert so scheinen, als ob Weber ganz tief in seiner Schuld stünde. Unmittelbar nach Webers Tod kommt es darüber zum Bruch zwischen Rickert und Jaspers. Als jener anfängt, »von Max Weber als seinem Schüler zu sprechen, zwar die bedeutende Persönlichkeit anzuerkennen, deren Umgang ihm selber gemäß gewesen sei, aber auch die tragische Zertrümmerung seines Werks und die geringe Wirkungsmöglichkeit dieser Erkenntnisse zu betonen«, da platzt Jaspers der Kragen, und er stellt die Bedeutung Rickerts seither und ein für alle Mal klar:

»Wenn Sie meinen, daß Sie mit Ihrer Philosophie in der Zukunft überhaupt noch gekannt werden, so nur darum, weil Sie in einer Anmerkung bei der Darstellung von Max Webers Werk erscheinen als der, dem Max Weber seine Dankbarkeit für logische Einsichten bezeugt hat.« (Jaspers 1984, 38).

Tatsächlich ist Rickert die methodologische Fußnote in Webers Werk, denn den Ambitionen einer Wertphilosophie, wie sie seit Hermann Lotze in den Köpfen von Windelband und Rickert herumspukten, um den Relativismus der modernen Zeiten mit einer systematischen Wertetafel zu bändigen, steht Weber skeptisch gegenüber und präferiert in einem Brief an Rickert eher ein System der Werte. Nach seiner Auffassung gibt es keinen Königsweg, um Werte philosophisch oder wissenschaftlich als vorbildlich und verbindlich auszuzeichnen.

»Als Rickert bei einer Sonntagszusammenkunft im Hause Max Webers von seinem System, den sechs Wertgebieten, und einem der Gebiete, der Erotik, als der Philosophie der vollendeten Gegenwartswerte re-

dete und von der Liebe philosophierte, da fuhr plötzlich Max Weber zornig dazwischen: ›Nun hören Sie auf mit diesem Gartenlaubenstil (so nannte man nach einer sentimental kleinbürgerlichen Zeitschrift damals eine weiche Pathetik), das ist ja alles Unsinn!« (Jaspers 1984, 37).

Die geistige Nähe zur südwestdeutschen Schule des Neukantianismus führt in Webers Methodologie zwar zur Wertbeziehung, um die Relevanz von Forschungsgegenständen zu kennzeichnen. Sie legt die Bedeutung von rationalen Wertdiskussionen nahe, um über Sinn und Bedeutung, Implikationen und Folgen von Werten aufzuklären. Sie legt angesichts der Tatsache, dass es viele (Wertpluralismus) und unvereinbare Werte (Wertantinomien oder -kollisionen) gibt, einen »Polytheismus der Werte« in der Moderne nahe. Aber diese Relevanz der Wertfragen (ver)führt Weber nicht dazu, nun seinerseits eine Wertphilosophie oder gar eine Wertsoziologie zu entwickeln. Im Gegenteil: Er lässt die letzten Implikationen und Folgerungen seines Reiches von Kulturwertideen systematisch im Dunkeln. Gerade dieses Dunkel und die damit verbundene Nicht-Klassifizierbarkeit seines Ansatzes treiben dazu an, sich Klarheit über Webers Denken zu verschaffen. Es ist einer der wichtigsten und mächtigsten Hebel, um die Industrie der Weber-Interpretation seit mehr als hundert Jahren auf Hochtouren laufen zu lassen. Angesichts der Eigenart und Einzigartigkeit von Webers Denk- und Arbeitsweise ist aber auch klar, dass alle diese Interpretationen nie zu Ende kommen können, geschweige denn zu einem endgültigen Ergebnis führen werden. Der Interpretationskonsens kann nur im breitesten möglichen Dissens bestehen und einen »Polytheismus der Lesarten« heraufbeschwören. Deshalb schwanken etwa die Interpretationen der Sekundärliteratur zu der Wertfrage zwischen dem einen Pol, der Weber eine Haltung des Relativismus oder gar Nihilismus (Voegelin, Strauss) unterstellt, und dem anderen Pol, der bei ihm eine Position des Wertabsolutismus (Schluchter) ausmachen zu können meint.

Weber bequemt sich noch nicht einmal dazu, eine Theorie der Wertsphären und Lebensordnungen als seine institutionelle Differenzierungstheorie zu entwickeln, obgleich sein Werk implizit eine Systematik dazu enthält, die sich rekonstruieren lässt. Eben das ist typisch für Webers Unikalität: Er ist historischer und soziologischer Handwerker, der problembezogene Analysen in großer Zahl vorlegt, die sich zu einem beeindruckenden Werk auftürmen. Er ist aber kein philosophischer Architekt, der diesen gewalti-

gen Torso auf seinen Bauplan *sub specie aeternitatis* hin untersucht. Da er durch seinen frühen Tod keine Gelegenheit erhielt, sich selbst historisch zu werden, verfügen wir auch über keine Selbstinterpretation von seinem Unterfangen. Ein solches Unternehmen hätte er wahrscheinlich ohnehin als eitle Selbstbespiegelung abgetan.

Ähnliches gilt für *Begriffe*, die ganz zentral seine Untersuchungen anleiten. Seine Stadtsoziologie spielt nicht nur eine erhebliche Rolle für seine Rationalisierungsthese, sondern erarbeitet eine Genealogie und Typologie der Städte. Max Weber gilt deshalb als Klassiker der Stadtsoziologie und Ahnherr der Theorie der Stadt. Diese Einschätzung ist richtig, wenn man sich die Anschlussfähigkeit seines gewaltigen stadthistorischen und -soziologischen Materials vergegenwärtigt; sie wird indes falsch, wenn man behauptet, Weber habe einen Begriff von Stadt oder gar eine Theorie der Stadtentwicklung vorgelegt. Begriffe im Sinne von Grundkategorien, so wurde er nicht müde zu betonen, können nur am Ende der Forschung, nicht aber an ihrem Anfang stehen. Da er seine eigenen Untersuchungen meist selbst nur als erste Skizzen des universalgeschichtlichen Materials angesehen hat, verspürte er umso weniger eine Neigung oder gar ein Bedürfnis, definitorisch oder theoretisch tätig zu werden.

Webers Werk ist ein einmaliges und einzigartiges Fragment. Es sind Probebohrungen auf dem noch jungen und weitgehend unbestellten Feld der Soziologie. Weber zeigt skizzenhaft und exemplarisch auf, welchen verheißungsvollen Beginn diese Wissenschaft nehmen kann, wenn man sie als historische und systematische Kultur- und Sozialwissenschaft begreift. So viel Anfang war nie, aber auch nie so viel Unvollendung. Aber es ist gerade die sich darin versteckende Verheißung, die das Charisma seiner Soziologie ausmacht. Es sind kongeniale Entwürfe eines der letzten Universalgelehrten, der das Zeug hatte zum »Makroanthropos unserer Welt« (Jaspers). Auch nach hundertfünfzig Jahren stehen wir erstaunt im Bann von Werk und Person, obgleich mit dem »Max-Weber-Paradigma« ein zaghafter Versuch gemacht wird, in seine Fußstapfen zu treten. Freilich: Es wird sich dabei nicht um eine weberianische Soziologie handeln können, sondern um eine Soziologie im Anschluss an Max Weber.

Literatur

- Albert, Gert/Agathe Bienfait/Steffen Sigmund/Claus Wendt (Hg.): *Das Weber-Paradigma*. Tübingen 2003.
- Ando, Hideharu: Die Interviews mit Else Jaffé, Edgar Salin und Helmuth Plessner über Max Weber 1969/1970. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 55/3 (2003), 596–610.
- Aron, Raymond: *Die deutsche Soziologie der Gegenwart. Eine systematische Einführung*. Stuttgart 1953.
- Aron, Raymond: *Hauptströmungen des soziologischen Denkens*. 2 Bde. Köln 1971.
- Ay, Karl-Ludwig/Knut Borchardt (Hg.): *Das Faszinosum Max Weber. Die Geschichte seiner Geltung*. Konstanz 2006.
- Bendix, Reinhard: *Max Weber. An intellectual portrait*. Garden City 1960.
- Beytiá, Pablo/Hans-Peter Müller (2019): Reflexive Sociology for the Digital Age. Analyzing the Most Widespread Sociologists in Multilingual Wikipedia. Ms.
- Böhle, Fritz/Voß, G. Günter/Wachtler, Günther (Hg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden 2010.
- Bourdieu, Pierre: *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*. Konstanz 2000.
- Castells, Manuel: *Das Informationszeitalter*. Bd. 1: *Die Netzwerkgesellschaft*. Leverkusen 2011.
- Christian, David: *Maps of Time. An Introduction to Big History*. Berkeley/Los Angeles 2004.
- Colliot-Thélène, Catherine: *La sociologie de Max Weber*. Paris 2006.
- Dilthey, Wilhelm: Einleitung in die Geisteswissenschaften. *Gesammelte Schriften*. 1. Bd. Göttingen 1990.
- Dülmen, Richard van: Protestantismus und Kapitalismus. Max Webers These im Licht der neueren Sozialgeschichte. In: Gneuss/Kocka 1988, 88–101.
- Fügen, Norbert: *Max Weber. Mit Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten*. Reinbek 1985.
- Gebhardt, Winfried: *Charisma als Lebensform*. Berlin 1994.
- Gerhards, Jürgen: Top Ten Soziologie. Welche soziologischen Texte sollten Studierende der Soziologie gelesen haben? In: *Soziologie* 43 (2014), 313–321.
- Gerth, Hans/Mills, C. Wright: *From Max Weber. Essays in Sociology*. London 1946.
- Gilcher-Holtey, Ingrid: Max Weber und die Frauen. In: Gneuss/Kocka 1988, 142–154.
- Gneuss, Christian/Kocka, Jürgen (Hg.): *Max Weber. Ein Symposium*. München 1980.
- Green, Martin: *Else und Frieda, die Richthofen-Schwwestern*. München 1980.
- Hanke, Edith: Max Weber weltweit. Eine Topografie der Übersetzungen. In: *Berliner Journal für Soziologie* 24 (2014), 487–504.
- Jaspers, Karl: *Philosophische Autobiographie*. München/Zürich 1984.
- Jaspers, Karl: *Max Weber. Gesammelte Schriften*. München 1988.
- Kaesler, Dirk: *Max Weber. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung*. München 1995.
- Kaesler, Dirk: Einleitung. In: Ders. (Hg.): *Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. München 2004.
- Kaesler, Dirk: *Max Weber*. München 2011.
- Kaesler, Dirk: *Max Weber. Eine Biographie*. München 2014.
- Kant, Immanuel (1983): Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. In: Ders.: *Werke*

- in sechs Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 6. Darmstadt 1983, 31–50.
- Kamphausen, Georg: *Die Erfindung Amerikas in der Kulturkritik der Generation von 1890*. Weilerswist 2002.
- Kaube, Jürgen: *Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen*. Berlin 2014.
- Kocka, Jürgen (Hg.): *Max Weber, der Historiker*. Göttingen 1986.
- König, Rebé/Winckelmann, Johannes (Hg.): *Max Weber zum Gedächtnis* [1963]. Opladen²1985.
- Krumeich, Gerd/M. Rainer Lepsius (Hg.): Einleitung. In: MWG II/10, 1–43. Tübingen 2012.
- Lehmann, Hartmut/Roth, Guenther (Hg.): *Weber's Protestant Ethic. Origins, Evidence, Contexts*. Cambridge 1993.
- Lenski, Gerhard: *Macht und Privileg. Eine Theorie der sozialen Schichtung*. Frankfurt a. M. 1973.
- Lepsius, M. Rainer: Mina Tobler, die Freundin Max Webers. In: Bärbel Meurer (Hg.): *Marianne Weber. Beiträge zu Werk und Person*. Tübingen 2004, 77–89.
- Lepsius, M. Rainer: Max Webers soziologische Fragestellungen im biographischen und zeitgeschichtlichen Kontext. In: Schwinn/Albert (Hg.), 21–29.
- Mann, Michael: *The Sources of Social Power*. Vol. 1: *A History of Power from the Beginnings to A. D. 1760*. Cambridge 1986.
- Meier, Christian: Max Weber und die Antike. In: Gneuss/Kocka 1988, 11–24.
- Mommsen, Wolfgang: *Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte*. Frankfurt a. M. 1974a.
- Mommsen, Wolfgang: *Max Weber und die deutsche Politik*. Tübingen 1974b.
- Mommsen, Wolfgang/Wolfgang Schwentker (Hg.): *Max Weber und seine Zeitgenossen*. Göttingen 1988.
- Müller, Hans-Peter: Max Weber in Amerika. In: *Merkur* 66/5 (2012), 433–439.
- Offe, Claus: *Selbstbetrachtung aus der Ferne. Tocqueville, Weber und Adorno in den Vereinigten Staaten*. Frankfurt a. M. 2004.
- Parsons, Talcott: *The Structure of Social Action*. Glencoe 1968.
- Plessner, Helmuth: *Die verspätete Nation*. Frankfurt a. M. 2001.
- Radkau, Joachim: *Max Weber. Die Leidenschaft des Denkens*. München 2005.
- Reich, Robert: *The Work of Nations. Preparing Ourselves for 21st Century Capitalism*. New York 1991.
- Roth, Guenther: *Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800–1950*. Tübingen 2001.
- Roth, Guenther/Wittich, Claus (Hg.): *Max Weber – Economy and Society. An Outline of Interpretative Sociology*. New York 1968.
- Scaff, Lawrence A.: *Max Weber in Amerika*. Berlin 2013.
- Salomon, Albert: Max Weber [1926]. In: ders.: *Werke*, Bd. 1. Wiesbaden 2008, 135–156.
- Schluchter, Wolfgang: *Rationalismus der Weltbeherrschung. Studien zu Max Weber*. Frankfurt a. M. 1980.
- Schluchter, Wolfgang: *Religion und Lebensführung*. Frankfurt a. M. 1988.
- Schluchter, Wolfgang/Graf, Friedrich Wilhelm (Hg.): *Asketischer Protestantismus und der »Geist« des modernen Kapitalismus*. Tübingen 2005.
- Schluchter, Wolfgang: *Grundlegungen der Soziologie. Eine Theoriegeschichte in systematischer Absicht*. Bd. I. Tübingen 2006.
- Schluchter, Wolfgang: *Die Entzauberung der Welt. Sechs Studien zu Max Weber*. Tübingen 2009.
- Schluchter, Wolfgang: *Max Webers späte Soziologie*. Tübingen 2016.
- Schwinn, T./Albert, G. (Hg.): *Alte Begriffe – Neue Probleme. Max Webers Soziologie im Lichte aktueller Problemstellungen*. Tübingen 2016.
- Seyfarth, Constans/Sprondel, Walter M. (Hg.): *Seminar: Religion und gesellschaftliche Entwicklung. Studien zur Protestantismus-Kapitalismus-These Max Webers*. Frankfurt a. M. 1973.
- Stammer, Otto (Hg.): *Max Weber und die Soziologie heute. Verhandlungen des 15. Deutschen Soziologentages*. Tübingen 1965.
- Steinert, Heinz: *Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktion. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Frankfurt a. M. 2010.
- Strauss, Leo: *Naturrecht und Geschichte*. Stuttgart 1953.
- Tenbruck, Friedrich: *Das Werk Max Webers. Gesammelte Aufsätze zu Max Weber*. Hg. von Harald Homann. Tübingen 1999.
- Voegelin, Eric: *Die Größe Max Webers*. München 1995.
- Weber, Marianne: *Max Weber. Ein Lebensbild*. Tübingen 1926.
- Whimster, Sam: *Max Weber and the Culture of Anarchy*. London 1999.
- Windelband, Wilhelm: *Geschichte und Naturwissenschaft*. Straßburg 1904.

Hans-Peter Müller / Steffen Sigmund

II Begriffe

2 Arbeit und Beruf

Weder ›Arbeit‹ noch ›Beruf‹ sind soziologische Grundbegriffe bei Max Weber. Aber das Werk Max Webers hat der Arbeits- und Berufssoziologie in der Folgezeit wichtige Impulse verliehen, obgleich er nicht in die klassischen Fußstapfen tritt, in denen sich die Diskussion der beiden Begriffe bis dahin bewegt hatte: Weber fasst den Menschen weder anthropologisch als ›Arbeitswesen‹, also als ›homo laborans‹ auf, noch definiert er ihn philosophisch durch seine Auseinandersetzung mit der Natur, wie das in der Tradition von Aristoteles bis Karl Marx und Hannah Arendt (Arendt 1981) geschah. Er folgt auch nicht der klassischen Tradition von Politischer Ökonomie und früher Soziologie, hier also der Traditionslinie von Adam Smith über Karl Marx über Herbert Spencer und Auguste Comte zu Émile Durkheim und Georg Simmel, die Arbeitsprozesse vor allem über den Mechanismus der Arbeitsteilung (vgl. Müller/Schmid 1992) zu verstehen suchten. Für die frühe Wirtschafts- und Sozialwissenschaft zeichnen sich moderne Gesellschaften vor allem über ihr hohes Maß an sozialer Differenzierung und Arbeitsteilung aus. Generell gilt: Je höher und komplexer die Arbeitsteilung, als desto weiter fortgeschritten und somit ›moderner‹ gelten die Gesellschaften. Weber schreibt sich also nicht in der soziologischen Tradition ein, die Sozialstruktur moderner Gesellschaften über ihre Formen der Arbeitsteilung zu erfassen, obgleich er mit seinem Theorem der Wertphären und Lebensordnungen (s. Kap. II.48) in Ansätzen zu einer Theorie der institutionellen Differenzierung vorstößt.

Weber setzt anders an und fasst Arbeit und Beruf in *Wirtschaft und Gesellschaft* unter dem Oberbegriff der ›Leistung‹ und den »Typen der wirtschaftlichen Leistungsverteilung« (WuG, 62ff.). Er spricht allgemein von Leistung und Leistungsverteilung und nicht von Arbeit und Arbeitsteilung. ›Leistung‹ ist der Oberbegriff, unter den er Arbeit und Beruf als spezifische Formen der Leistungserbringung subsumiert. Er gibt jedoch eine implizite Definition von Arbeit, »wenn ›Arbeit‹ gleich Inanspruchnahme von Zeit und Anstrengung gesetzt wird« (ebd., 62). Interessanterweise findet sich diese implizite Definition von Arbeit im Rahmen der Unterscheidung zwischen disponieren-

den und ausführenden Tätigkeiten. Webers Denkweise verdeutlicht nachfolgendes Zitat:

»Menschliche Leistungen wirtschaftlicher Art können unterschieden werden als a) disponierende, oder b) an Dispositionen orientierte: *Arbeit* [...]. Disponierende Leistung ist selbstverständlich *auch* und zwar im stärksten denkbaren Maße Arbeit, wenn ›Arbeit‹ gleich Inanspruchnahme von Zeit und Anstrengung gesetzt wird. Der nachfolgend gewählte Gebrauch des Ausdrucks im *Gegensatz* zur disponierenden Leistung ist aber heute aus sozialen Gründen sprachgebräuchlich und wird nachstehend in *diesem* besonderen Sinne gebraucht. Im allgemeinen soll aber von ›Leistungen‹ gesprochen werden« (ebd.).

Weber unterscheidet also streng zwischen Arbeit und Disposition. Arbeit ist stets eine ausführende Tätigkeit, Disposition über Güter oder Arbeit hingegen eine anweisende Tätigkeit.

»›Beruf‹ soll jene Spezifizierung, Spezialisierung und Kombination von Leistungen einer Person heißen, welche für sie die Grundlage einer kontinuierlichen Versorgungs- oder Erwerbschance ist« (ebd., 80). Diese Definition, so erläutert Weber, soll unter Beruf eben nur solche Leistungen fassen, »welche ein Mindestmaß an Schulung voraussetzen und für welche kontinuierliche Erwerbschancen bestehen« (ebd.). Beruf verweist also auf Bildung und Qualifikation (›Schulung‹) einerseits, auf berufsständischer Schließung (s. Kap. II.39) eines Kreises der Berechtigten zur Sicherung kontinuierlicher Erwerbschancen andererseits. Weber spricht hier von Zünften oder Berufsständen.

»Ein Kreis von Vollberechtigten monopolisiert die Verfügung über die betreffenden ideellen, sozialen und ökonomischen Güter, Pflichten, und Lebensstellungen als ›Beruf‹. Er läßt den zur vollen Ausübung des Berufs zu, der 1. ein Novizats zwecks geregelter Vorbildung durchgemacht, 2. seine Qualifikation darzulegen, 3. eventuell noch weitere Karenzzeiten und Leistungen hinter sich hat« (ebd., 203).

Das dient zwar der ›Qualitätssicherung‹, aber auch der Kontrolle des Zugangs zum Beruf.

»Normalerweise aber steht voran das Interesse an der Einschränkung des Angebots von Anwärtern auf die Pfründen und Ehren der betreffenden Berufsstellung. Die Noviziate und Karenzeiten ebenso wie die ›Meisterstücke‹ und was sonst gefordert wird (namentlich: ausgiebige Regalierung der Genossen) stellen oft mehr ökonomische als eigentliche Qualifikationsansprüche an die Anwärter« (ebd.).

Der erste Beruf ist, welthistorisch gesehen, der ›Zauberer‹. Sein Charisma (s. Kap. II.7) als Spezialisierung im Bereich der Magie wird

»die Unterlage der ältesten aller ›Berufe‹ [...], des berufsmäßigen Zauberers. Der Zauberer ist der dauernd charismatisch qualifizierte Mensch, im Gegensatz zum Alltagsmenschen, dem ›Laien‹ im magischen Sinn des Begriffs. Er hat insbesondere die spezifisch das Charisma repräsentierende oder vermittelnde Zuständigkeit: die *Ektase*, als Objekt eines ›Betriebs‹ in Pacht genommen. Dem Laien ist die Ektase nur als Gelegenheitserscheinung zugänglich. Die soziale Form, in der dies geschieht, die *Orgie*, als die urwüchsige Form religiöser Vergemeinschaftung, im Gegensatz zum rationalen Zaubern, ist ein Gelegenheitshandeln gegenüber dem kontinuierlichen ›Betrieb‹ des Zauberers, der für ihre Leitung unentbehrlich ist« (ebd., 246).

Wie die Unterscheidungsreihe Leistung – Arbeit – Beruf und das Beispiel des Zauberers zeigt, legt Weber bewusst seine Begriffe so abstrakt an, dass er Arbeit und Beruf in Antike, Mittelalter und Moderne (vgl. Kocka/Offe 2000) untersuchen kann. So stellt er Studien über *Die römische Agrargeschichte* und die *Agrarverhältnisse im Altertum* ebenso an wie zur modernen Land- und Industriearbeit. Diese historische Tiefenschärfe kommt exemplarisch in der Problemstellung seiner *Wirtschaftsgeschichte* zum Ausdruck.

»Ihre erste Frage lautet: Wie sind die *wirtschaftlichen Leistungen* in einer gegebenen Epoche *verteilt, spezialisiert, kombiniert* gewesen, und zwar technisch, ökonomisch, endlich mit Rücksicht auf die und in Verbindung mit der Eigentumsordnung? Nach dieser Frage, die zugleich das Problem der ›Klassen‹ und überhaupt des Gesellschaftsaufbaus aufrollt, muß die andere gestellt werden: handelt es sich dabei um *haushalts- oder erwerbsmäßige Nutzung* der appropriierten Leistungen und Chancen? Damit ist das dritte Problem gegeben, das des *Verhältnisses von Rationalität und Irrationalität* im Wirtschaftsleben. Die heutige Wirtschaftsverfas-

sung ist namentlich dank des Durchdringens der Buchführung in hohem Grade rationalisiert, und in gewissem Sinn und in gewissen Grenzen ist die gesamte Wirtschaftsgeschichte die Geschichte des heute zum Siege gelangten ökonomischen, auf Rechnung aufgebauten *Rationalismus*« (WG, 15 f.).

Diese Trias schlüsselt paradigmatisch Webers Ansatz auf: Die erste Frage richtet sich grundsätzlich auf die Leistungserbringung und -verteilung in technischer, ökonomischer und sozialer Hinsicht. Welche Techniken und Technologien werden verwandt, um wie, warum und wozu die Arbeitsprozesse zu organisieren? Neben der Effizienz und Effektivität der Arbeitsorganisation interessiert ihn die gesellschaftliche Organisation der Klassen und Statusgruppen auf der Basis der Eigentumsordnung. Neben der technischen und ökonomischen Arbeitsteilung lenkt er sein Augenmerk eben auch auf die Frage nach der sozialen Ungleichheit: Wer bekommt was, wie und warum? (vgl. Müller/Schmid 1992 ff.)

Die zweite Frage verweist auf die für Weber konstitutive Unterscheidung zwischen Haushalts- und Erwerbsproduktion. Erstere zielt auf die Versorgung von Haushalt und Familie und damit auf Bedarfsdeckung, die zweite orientiert sich an den Verwertungschancen auf dem Markt (s. Kap. II.29) und damit auf die Profitmaximierung in einer Verkehrswirtschaft. Die dritte konzentriert sich auf Art und Grad der Rationalisierung (s. Kap. II.35) einer Wirtschaft. Erst wenn die Ökonomie für die Gesellschaft produziert, aber von ihr so weit abgetrennt ist, dass sie nach ihrer kapitalistischen Eigenlogik funktionieren kann, spricht Weber von rationalem Betriebskapitalismus.

Während die historische Langzeitperspektive den Strukturwandel von Arbeit und Beruf untersucht, interessiert Weber darüber hinaus auch die Einbettung der Arbeit in die moderne Gesellschaft. In systematischer Hinsicht untersucht er die folgenden vier Bereiche (Müller 2003). (1) Mit Blick auf die technische und ökonomische Struktur analysiert er die Arbeitsorganisation und die Strukturierung der Arbeit durch Bürokratien (s. Kap. II.6) als Organisationen wie Herrschaftsapparate. Hier stechen drei Thesen von Weber (vgl. Schluchter 1972) ins Auge: (a) Der westliche Rationalisierungsprozess ist auch ein fortschreitender Prozess der Bürokratisierung. (b) Die Bürokratie als Verwaltungsstab stellt das effizienteste Modell der Organisation wie das effektivste Modell der Herrschaft (s. Kap. II.28) dar. (c) Der Beruf des Beamten mit seiner Fachgeschultheit, seinem Ethos der Unbestechlichkeit

und seiner kontinuierlichen Anstellung repräsentiert den rationalen Verwaltungsexperten, der streng an Recht und Gesetz orientiert die Kalkulierbarkeit des Handelns sicherstellt, die vor allem ein rationaler Kapitalismus (s. Kap. II.22) benötigt. (2) Mit Blick auf die Sozialstruktur thematisiert er das Verhältnis von Beruf und sozialer Schichtung. Die Arbeits- und Berufswelt ist nicht nur durch eine horizontale Arbeitsteilung mit einer Fülle von Berufen und spezialisierten Tätigkeiten geprägt, sondern auch durch eine vertikale Differenzierung von sozialen Klassen (s. Kap. II.23) und Berufsständen, die wir seither als Professionen bezeichnen, wie Ärzte, Apotheker und Juristen. (3) Mit Blick auf die politische Struktur beschäftigt er sich mit Klassen, Ständen und Parteien (s. Kap. II.32) als Formen politischer Gemeinschaft. Alle Geschichte und gesellschaftliche Entwicklung beruht auf Kampf – insoweit stimmt Max Weber mit Karl Marx überein. Aber nicht alle Geschichte ist Klassenkampf, denn neben Klassen formieren auch Stände und Parteien politische Interessen, für die sie eintreten. In *Politik als Beruf* untersucht Weber genauer, wie der politische Prozess organisiert ist und über welche Eigenschaften ein Berufspolitiker verfügen muss, wenn er für die gesellschaftlichen Herausforderungen der Politik gewappnet sein will. (4) Mit Blick auf die Kultur konzentriert sich Weber auf den asketischen Protestantismus (s. Kap. II.34) und die Kultur des Westens, um dem Zusammenhang von Beruf, Persönlichkeit und Lebensführung (s. Kap. II.26) auf die Spur zu kommen. »Der Puritaner wollte Berufsmensch sein, – wir müssen es sein« – so lautet Webers (GRSI, 203) berühmtes Fazit aus seiner Studie über die *Protestantische Ethik*.

Weber hat weder eine Theorie der Arbeit und des Berufs vorgelegt, noch eine klare Abgrenzung der beiden Begriffe vorgenommen. Sie werden durch den Oberbegriff der Leistung gekoppelt. »Arbeit« ist der allgemeinere Begriff, während »Beruf« über Qualifikation und Erwerbschancenkontinuität gefasst wird.

In der Folgezeit hat die Berufssoziologie Typologien entwickelt, die Arbeit, Beruf und Profession (Luckmann/Sprondel 1972) systematisch unterscheiden und in eine allgemeine Arbeits- und Berufssoziologie (Beck/Brater/Daheim 1980; Hörning/Knicker 1981) einmünden. Mit dem Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft (Matthes 1982; Offe 1984), mit der digitalen Revolution seit den 1980er Jahren und der Entstehung einer Informationsgesellschaft (Castells 2001–2003) ist die Berufssoziologie in eine Krise geraten und so gut wie von der Bildfläche verschwunden. In der Arbeits- und Industriesoziologie wird die Erwerbsarbeit

in allen ihren Organisationsformen (vgl. Böhle/Voß/Wachtler 2010) untersucht und die Vielfalt der Beschäftigungsformen dank Flexibilisierung, Leiharbeit, geringfügiger Beschäftigung etc. betont. Der heutige Puritaner, so könnte man in Anlehnung an Weber zuspitzen, sieht sich einer »Subjektivierung der Arbeit« (Lohr/Nickel 2005) ausgesetzt und scheint sich als »Arbeitskraftunternehmer« (Voß/Pongratz 1998) zu gerieren, dessen »unternehmerisches Selbst« (Bröckling 2007) sich als »flexibler Mensch« (Sennett 1998) auf die Suche nach bestmöglicher Verwertung am Arbeitsmarkt macht und auf unsichere Beschäftigungsverhältnisse in netzwerkartigen und projektförmigen Organisationsformen (Boltanski/Chiapello 2003) stößt.

Literatur

- Arendt, Hannah: *Vita Activa oder Vom tätigen Leben*. München/Zürich 1981 (Neuausgabe).
- Beck, Ulrich/Brater, Michael/Daheim, Hansjürgen: *Soziologie der Arbeit und Berufe*. Reinbeck 1980.
- Böhle, Fritz/Voss, G. Günter/Wachtler, Günther (Hg.): *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden 2010.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève: *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz 2003.
- Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst*. Frankfurt a. M. 2007.
- Castells, Manuel: *Das Informationszeitalter*. 3 Bde. Opladen 2001–2003.
- Hörning, Karl H./Knicker, Theo: *Soziologie des Berufs. Eine Einführung*. Hamburg 1981.
- Kocka, Jürgen/Offe, Claus (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt a. M./New York 2000.
- Lohr, Karin/Nickel, Maria (Hg.): *Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen*. Münster 2005.
- Luckmann, Thomas/Sprondel, Michael (Hg.): *Berufssoziologie*. Köln 1972.
- Matthes, Joachim (Hg.): *Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages*. Frankfurt a. M./New York 1982.
- Müller, Hans-Peter: Kultur und Lebensführung – durch Arbeit? In: Gert Albert u. a. (Hg.): *Das Weber-Paradigma. Studien zur Weiterentwicklung von Max Webers Forschungsprogramm*. Tübingen 2003, 271–297.
- Müller, Hans-Peter/Schmid, Michael: Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. In: Émile Durkheim: *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt a. M. 1992, 481–532.
- Offe, Claus: »Arbeitsgesellschaft«. *Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven*. Frankfurt a. M./New York 1984.
- Schluchter, Wolfgang: *Aspekte bürokratischer Herrschaft*. München 1972.
- Sennett, Richard: *Der flexible Mensch*. Berlin 1998.
- Voß, Gerd-Günter: *Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft*. Stuttgart 1991.
- Voß, Gerd-Günter/Pongratz, Hans: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1998), 131–158.

Hans-Peter Müller

3 Askese

»Die puritanische – wie jede ›rationale‹ – Askese arbeitete daran, den Menschen zu befähigen, seine ›konstanten Motive‹, insbesondere diejenigen, welche sie selbst ihm ›einübte‹, gegenüber den ›Affekten‹ zu behaupten und zur Geltung zu bringen: – daran also, ihn zu einer ›Persönlichkeit‹, in *diesem*, formalpsychologischen Sinne des Wortes zu erziehen.« (MWG I/18, 327 f.) So lautet die Bestimmung von Askese, die Max Weber im zweiten Teil der *protestantischen Ethik und der Geist des Kapitalismus*« gibt. So verstanden, zielt Askese in erster Linie auf »aktive – Selbstbeherrschung« (ebd., 325), eine Forderung, der nicht nur die Puritaner im 17. Jahrhundert unterlagen, sondern auf ähnliche und dennoch verschiedene Weise bereits im okzidentalen Mittelalter die katholischen Mönche. Hier deutet sich bereits eine für Weber bedeutsame Unterscheidung an – die zwischen innerweltlicher (asketischer Protestantismus) und außerweltlicher Askese (asketisches Mönchtum) –, auf die nach einem kurzen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Weberschen Askese-Begriffs ausführlicher einzugehen ist.

Das Zentrum der folgenden Ausführungen bilden Webers Protestantismusstudien (s. Kap II.34), in denen er die Askese-Thematik vornehmlich im Rahmen des okzidentalen Christentums behandelt hat. Wie zu sehen sein wird, lockert sich dieser Fokus in § 10 von *Wirtschaft und Gesellschaft* und in der späteren »Zwischenbetrachtung« ein wenig, wo Weber – anders als zuvor – auch nichtokzidentale und nichtchristliche, vor allem indische, Erlösungsreligionen in seine historisch-vergleichenden Analysen einbezieht. Hier wird der Askese die *Mystik* entgegengesetzt. Wie dort aber auch zu sehen sein wird, macht er hier zwar einen Graustufenbereich zwischen christlich-okzidentaler Askese und indischer Mystik aus – wenn beispielsweise von »weltflüchtiger Askese« die Rede ist –; an Webers prinzipieller Gegenüberstellung dieser beiden Äußerungen von Religiosität ändert sich jedoch kaum etwas, auch wenn er von einem »abgestempelten Askese-Begriff« (MWG I/9, 538) nichts wissen wollte. (Andere Verwendungsweisen der Askese-Bezeichnung wie etwa die »Kriegeraskese« (MWG I/21, 505) im Zusammenhang mit der israelitischen Kriegsführung bleiben hier außen vor.) Webers Auseinandersetzung mit der Askese-Thematik hatte neben diesen inhaltlichen Erwägungen offenkundig auch eine *biographische* Dimension – neben seiner eigenen »methodisch-rationalen Lebensführung« (Müller 2007, 34)

(s. Kap II.26), die ihn dem puritanischen Habitus »erstauslich nahe« kommen ließ, beschäftigte er sich

»nicht zuletzt aufgrund seiner psychischen Erkrankung seit der Jahrhundertwende wiederholt ausführlich mit der neuropathologischen Literatur seiner Zeit [...]. Denn er versprach sich gerade von der einschlägigen Fachliteratur nicht nur weitere Aufschlüsse über die persönlichkeitsmäßigen und kulturellen Implikationen von *asketischen* Praktiken der Lebensreglementierung, sondern auch einen wesentlichen Beitrag zur Präzisierung von genuin *religionspathologischen* Phänomenen und Fragestellungen. Weber war sich insofern über die konstitutiven Bezüge zwischen seiner eigenen Analyse der kulturgeschichtlichen Bedeutung der ›innerweltlichen Askese‹ und der entsprechenden psychopathologischen Forschung der Jahrhundertwende sehr wohl bewußt« (Lichtblau/Weiß 2016, 8).

Innerweltliche und außerweltliche Askese

Genetisch verdankt der Askese-Begriff von Weber viel seiner Auseinandersetzung mit protestantisch-lutherischen Theologen seiner Zeit, wobei insbesondere Albrecht Ritschl – akademischer Lehrer von Webers »Fachmenschenfreund« Ernst Troeltsch – zu nennen ist (Treiber 1999, 248). (Trotz naheliegender Semantik (»asketische Ideale«) wird Nietzsches Einfluss hingegen als eher gering eingeschätzt: ebd., 275 f.; anders positionieren sich in dieser Frage: Lichtblau/Weiß 2016, 7 sowie Breuer 2001, 233 f.). Auffällig ist hier zunächst, dass Ritschl (sowie viele seiner Kollegen und Schüler) den Begriff der Askese für die kontemplative, von der Welt abgewandte Lebensführung des katholischen Mönchtums reserviert hatte, eine Lebensführung, die Ritschl entschieden als unevangelisch ablehnte – was in der reformierten Theologie durchaus Tradition besaß (vgl. Treiber 1999, 255 u. 260–62) – und die ihm *jegliche* asketische Religiosität verdächtig werden ließ, sodass so etwas wie eine protestantische Askese mit ihm nicht zu denken war. Und doch geriet letztlich ausgerechnet Ritschl zum unfreiwilligen »Geburtshelfer« (ebd., 260) der Weberschen Idee der innerweltlichen Askese, indem er mit seiner dreibändigen *Geschichte des Pietismus* (1880) Textstellen lieferte, die aus Troeltschs (und diesem folgend: Webers) Sicht mit der Engführung des Askese-Begriffs auf das katholische Mönchtum nicht in Deckung zu bringen waren. Eigentlich war es Ritschl in seiner Studie darum zu tun, mit Verweis auf die Mystik-Anteile des

Pietismus diesem eine katholische und damit nicht-reformatorische Herkunft nachzuweisen (ebd., 260 f.). Während nun aber Weber Ritschls Pietismus-Deutung inhaltlich in Frage stellte – ihm zufolge ist es, »so weit sich diese Bewegung innerhalb der reformierten Kirche gehalten hat, nahezu unmöglich, eine bestimmte Grenze zwischen pietistischen und nichtpietistischen Calvinisten zu ziehen« (MWG I/18, 346) –, fokussierte sich Troeltsch (1977 [1912], 786, Fn. 426) auf solche Textstellen, an denen sich ihm zufolge – und entgegen Ritschls eigener Absicht – »die Formel der ›innerweltlichen Askese‹« (bzw. die ihr eigentümliche Praxis etwa bei den Tertianern) durchaus schon andeutete. Auf der Grundlage dieser religionspolitisch augenscheinlich weniger befangenen Reinterpretation war es denn auch gar nicht mehr so abwegig, von einer spezifisch *protestantischen* bzw. innerweltlichen Askese zu sprechen, die sich überdies nicht nur in ein wahlverwandtschaftliches, sondern sogar in ein historisches Verhältnis mit der mönchischen Askese des Mittelalters bringen ließ (Treiber 1999, 249).

Worin aber sieht Weber Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen diesen beiden Formen von Askese – protestantisch-innerweltlicher und mönchisch-außerweltlicher? *Gemeinsam* ist ihnen die *aktive* Selbstbeherrschung, die sich in »einer systematisch durchgebildeten Methode rationaler Lebensführung« äußerte, »mit dem Ziel, den Status naturae zu überwinden, den Menschen der Macht der irrationalen Triebe und der Abhängigkeit von Welt und Natur zu entziehen, der Suprematie des planvollen Wollens zu unterwerfen, seine Handlungen beständiger Selbstkontrolle und der Erwägung ihrer ethischen Tragweite zu unterstellen« (MWG I/18, 325). Beide, die mittelalterliche und die calvinistische Askese, waren »*Arbeitsaskese*«, insofern beide auf *ora et labora* setzten (Schluchter 2009, 53). In diesem textlichen Zusammenhang steht denn auch Webers Bestimmung von Askese, wie wir sie zu Beginn bereits zitiert haben. – Im Unterschied zur mittelalterlichen Askese war die calvinistische allerdings eine rein innerweltliche: war in der ersten »der im religiösen Sinn methodisch lebende Mensch par excellence *eben doch allein der Mönch*« (MWG I/18, 331), hatte die asketische Lebensführung im Calvinismus (bspw. in Richard Baxters seelsorgerischer Praxis) eine bis dahin einzigartige *Alltagsrelevanz* erlangt, der sich selbst die religiösen Laien – außerhalb der Klostermauern – nicht entziehen konnten, wollten sie sich ihrer Seligkeit vergewissern. *Jeder* Christ hatte nun sein Leben lang Mönch zu sein – so der von Weber wiedergegebene Ausspruch

des Theologen Sebastian Franck, der die Betroffenen letztlich dazu anhielt, »*innerhalb* des weltlichen Berufslebens asketischen Idealen nachzugehen« (ebd., 331 f.; veranschaulicht findet sich diese Gegenüberstellung zwischen katholischer Mönchsaskese und protestantischer Laienaskese in Schluchter 2009, 54, Abb.). Damit verlor die strikte Schichtung in religiöse Laien und Virtuosen, wie sie das katholizistische Vollkommenheitsideal implementiert hatte, an Relevanz. Die christliche Askese hatte die Türe des Klosters hinter sich zugeschlagen und wurde zur alltagsweltlich wirksamen »Massenerscheinung« (MWG I/9, 155), womit sie Wirkungen in der Welt entfalten konnte – Stichwort: kapitalistischer Geist –, zu denen die isoliert lebenden Mönche trotz ihrer ebenfalls asketischen Lebensführung nicht imstande waren.

Hauptsächliche Kontrastfolie, vor der Weber seine Überlegungen zur »rein innerweltlichen« Askese in ihrem Verhältnis zum weltlichen Berufsleben anstellt, ist demnach nicht die »außer und über der Welt« (MWG I/18, 329 u. 332) stehende Mönchsaskese des okzidental Mittelalters – *beide* gelten ihm als (Arbeits-)Askese –, sondern eine Spielart des *nichtasketischen* Protestantismus: das Luthertum. Zu dieser Abgrenzung dürften ihn durchaus auch politische Motive bewegt haben; so machte er das landeskirchliche Luthertum für die aus seiner Sicht missliche Lage im nachbismarckschen deutschen Kaiserreich mitverantwortlich (Schluchter 2009, 44 f. u. 59). *Sachlich* interessierten Weber an der Askese-Thematik im Rahmen seiner Protestantismus-Studien vor allem zwei Fragen: 1. inwiefern der asketische Protestantismus die »religiöse Fundamentierung« für die puritanische Berufsidee geliefert hat; 2. wie sich diese Berufsidee wiederum »auf das *Erwerbsleben*« auswirkte. (MWG I/18, 409) Dabei spielt der Unterschied zum (nichtasketischen) Luthertum mitlaufend eine Rolle.

Protestantische Askese und puritanische Berufsidee

Zur ersten Frage: Zu Beginn des zweiten Teils der *Protestantismusstudie* unternimmt Weber eine materialgesättigte *tour d'horizon* durch verschiedene Strömungen des asketischen Protestantismus im 17. und 18. Jahrhundert, und dies in der Absicht, diejenigen »durch den religiösen Glauben und die Praxis des religiösen Lebens geschaffenen psychologischen *Antriebe*« zu ermitteln, »welche der Lebensführung die Richtung wiesen und das Individuum in ihr festhiel-

ten« (ebd., 261). Für die Askese-Thematik ist dabei der Calvinismus von herausragender Bedeutung, dessen kulturgeschichtliche Wirkungen Weber nachzeichnet. Anders als die Kirchenväter des Luthertums geht Calvin in seiner *Lehre von der Gnadenwahl* davon aus, dass Gottes Gnade – die individuelle Erwähltheit – weder durch Leistung zu gewinnen noch durch Versagen zu verlieren ist, sondern dass seine »Ratschlüsse unwandelbar feststehen« (ebd., 277 f.); es also – gottgewirkt und unabänderlich – zur Seligkeit berufene und zum ewigen Tod verdamnte Menschen gibt (*Gnadenpartikularismus*). Eine Lehre von »pathetische[r] Unmenschlichkeit«, so Weber (ebd., 278), eine Lehre, die den Calvinisten – galt diesen doch Gottes Wille als gänzlich unerforschlich – in Unsicherheit, ja geradezu in Angst um seine Seligkeit versetzte, eine Lehre aber auch, die gerade nicht zur Passivität anhielt, sondern enorme Handlungskräfte freisetzte. Mit dieser spezifischen Vorstellung von der Gnadenwahl war jeder Einzelne hilflos auf sich allein gestellt: »Es gab nicht nur kein magisches, sondern überhaupt kein Mittel, die Gnade Gottes dem zuzuwenden, dem Gott sie zu versagen sich entschlossen hatte.« (ebd., 281) Nicht einmal mehr die Privatbeichte – wie noch im Luthertum – konnte zur psychischen Entlastung herangezogen werden (ebd., 284 f.).

Aber die bereits erwähnten Angsteffekte lieferten zugleich den Antrieb für eine durchaus *aktive* Lebensführung. Der Calvinismus war davon ausgegangen, dass alles menschliche Handeln nur dazu da sein konnte,

»den Ruhm Gottes in der Welt durch Vollstreckung seiner Gebote an seinem Teil zu mehren. Gott aber will die soziale Leistung des Christen, *denn* er will, daß die soziale Gestaltung des Lebens seinen Geboten gemäß und so eingerichtet werde, daß sie jenem Zweck entspreche. Die soziale Arbeit des Calvinisten in der Welt ist lediglich Arbeit ›in majorem gloriam Dei‹. Diesen Charakter trägt daher auch die *Berufsarbeit*, welche im Dienste des diesseitigen Lebens der Gesamtheit steht.« (ebd., 291)

Hatte der gläubige Alltagsmensch verständlicherweise ein großes Interesse daran, seinen eigenen Gnadenstand zu *erkennen*, so war er denn auf die weltliche Berufsarbeit als entscheidendes Erkennungsmerkmal verwiesen. (vgl. ebd., 304) Sie wurde ihm zum »*Zeichen* der Erwählung«, zum Instrument, »die Angst um die Seligkeit loszuwerden«. Wenn schon

nicht die Erwähltheit selbst – das war mit Calvins Prädestinationslehre schlicht nicht vereinbar –, konnte man sich auf diese Weise also immerhin – und das war schon viel! – »die *Gewißheit* von derselben« verschaffen. (ebd., 314 f.)

Anders als bei den Katholiken und den Lutheranern war es im Calvinismus mit *einzelnen* guten Werken allerdings nicht getan; verlangt wurde vielmehr »eine zum *System* gesteigerte Werkheiligkeit«, womit »[d]ie ethische Praxis des Alltagsmenschen [...] ihrer Plan- und Systemlosigkeit entkleidet und zu einer konsequenten *Methode* der ganzen Lebensführung ausgestaltet« wurde (ebd., 322). Die Mehrung von Gottes Ruhm auf Erden verlangte also eine *Rationalisierung* der Lebensführung, eine Rationalisierung, die »der reformierten Frömmigkeit ihren spezifisch *asketischen* Zug« gab (ebd., 323 f.). Diese Stelle wirft ein neues Licht auf Webers eingangs zitierte Bestimmung von Askese, ist doch dort von der puritanischen sowie jeder »rationalen« Askese die Rede, womit die Frage naheliegt, ob es ihm zufolge auch so etwas wie eine *nichtrationale* Askese geben kann. Geht man nun jedoch davon aus, dass sich der spezifisch asketische Zug aus der Rationalisierung selbst erst *ergibt*, dann dürfte es sich bei einer nichtrationalen Askese um eine *contradictio in adiecto* handeln.

Asketisch lebte der calvinistische Protestant, wenn er »seinen Gnadenstand fortlaufend *kontrollierte*« (ebd., 337). Dies war letztlich mit der *Aufforderung zur permanenten Bewährung* (im weltlichen Berufsleben) gleichzusetzen, denn: »Zu den Erwählten, den *electi*, könne nur gehören, wer sich stetig und dauerhaft im Leben bewährt.« (Schluchter 2009, 51) Eine Aufforderung, der wiederum die gefühlsmäßige Passivität der (nichtasketischen) lutherischen Frömmigkeit gleichsam diametral entgegenstand: da in ihr die Gnade jederzeit durch Buße wiederzuerlangen war, fehlte ihr »der psychologische Antrieb zum Systematischen in der Lebensführung, der ihre methodische Rationalisierung erzwingt« (MWG I/18, 345). So gesehen, kann hier zwischen »Handlungskultur« (asketischer Protestantismus) und »Gefühlskultur« (Lutherthum) unterschieden werden (Schluchter 2009, 52). Dieser – dem Luthertum fremde – Bewährungsgedanke, der den psychologischen Antrieb zur asketischen Lebensführung gab, war zwar Weber zufolge am Beispiel der calvinistischen Prädestinationslehre »in ›Reinkultur‹ zu studieren« (MWG I/18, 341), konnte aber durchaus auch durch andere religiöse Motive hervorgebracht werden. Eine ähnliche Verklammerung von Glaube – Gnadenwahrlehre und Sittlichkeit – Askese lässt sich

unter anderem im kontinentalen Pietismus und im englisch-amerikanischen Methodismus ausmachen, die Weber jedoch als »nach ihrem Gedankengehalt sowohl als nach ihrer geschichtlichen Entwicklung betrachtet, sekundäre Erscheinungen« gelten (ebd., 387). Die *Grundstruktur*, die ihnen allen – trotz unabweislicher Unterschiede – gleichermaßen eignet, besteht in der

»Auffassung des religiösen ›Gnadenstandes‹ eben als eines Standes (status), welcher den Menschen von der Verworfenheit des Kreatürlichen, von der ›Welt‹ abschneidet, dessen Besitz aber – wie immer er nach der Dogmatik der betreffenden Denomination erlangt wurde – *nicht* durch irgendwelche magisch-sakramentalen Mittel oder durch Entlastung in der Beichte oder durch einzelne fromme Leistungen garantiert werden konnte, sondern nur durch die *Bewährung* in einem spezifisch gearteten, von dem Lebensstil des ›natürlichen‹ Menschen unzweideutig verschiedenen Wandel. Daraus folgte für den einzelnen der *Antrieb* zur *methodischen Kontrolle* seines Gnadenstandes in der Lebensführung und damit zu deren *asketischer Durchdringung*. Dieser asketische Lebensstil aber bedeutete eben, wie wir sahen, eine an Gottes Willen orientierte *rationale* Gestaltung des ganzen Daseins.« (ebd., 409 f.)

Und dabei handelt es sich in dem Sinne um eine *innerweltliche* Askese, dass sie nun nicht mehr – wie noch bei den von der Welt abgeschiedenen Mönchsgemeinschaften – »opus supererogationis«, sondern eine Pflicht auch für religiöse Laien, die sich ihrer Erwähltheit vergewissern wollten, war. »Diese *Rationalisierung* der Lebensführung innerhalb der Welt im Hinblick auf das Jenseits war die Wirkung der *Berufskonzeption* des asketischen Protestantismus.« (ebd., 410)

Etwas anders verhält es sich mit dem Täuferum, dem »zweite[n] *selbständige[n]* Träger protestantischer Askese neben dem Calvinismus« (ebd., 387 f.). Im Unterschied zu Calvinismus, Pietismus und Methodismus hatte es zwar die Prädestination verworfen, der Bewährungsgedanke aber war auch in ihm vorhanden, woran sich für Wolfgang Schluchter (2009, 52) »[d]ie Prominenz des Bewährungsgedankens in Webers Rekonstruktion zeigt«. Auch die Glaubensvorstellungen des Täuferums hielten den Gläubigen zur innerweltlichen Askese an: er hatte Gottes Wort *schweigend* zu harren, und »mit dem Einstromen des Täuferums in das normale weltliche Berufsleben bedeutete der Gedanke: daß Gott nur redet, wo die Kreatur schweigt, offenbar eine Erziehung zur ruhigen *Erwägung* des Han-

delns und zu dessen Orientierung an sorgsamer individueller *Gewissensforschung*« (MWG I/18, 403). Obwohl in letzter Konsequenz nicht weniger asketisch als die Calvinisten, lagen dem täuferischen Interesse am weltlichen Berufsleben aber vorwiegend *andere* religiöse Motive zugrunde, auf die hier jedoch nicht näher einzugehen ist (vgl. dazu ebd., 405–07).

Protestantische Askese und kapitalistischer Geist

Zur zweiten Frage: Wie wirkte sich nun diese religiös motivierte asketische Berufsidee auf das Erwerbsleben aus? Auch im Zusammenhang mit dieser Fragestellung gilt Webers Aufmerksamkeit vor allem dem Calvinismus, erscheint er ihm doch im Vergleich zu dessen sekundären Erscheinungen als »dem harten rechtlichen und aktiven Sinn bürgerlich-kapitalistischer Unternehmer wahlverwandter« (ebd., 378). Weber geht es darum, »die Zusammenhänge der religiösen Grundvorstellungen des asketischen Protestantismus mit den Maximen des ökonomischen Alltagslebens zu durchschauen« (ebd., 411). Dabei steht zunächst die Frage nach der Beurteilung von *Reichtum* im Zentrum: sittlich verwerflich ist dieser laut dem Puritaner Richard Baxter nur, insofern er zum Müßiggang einlädt und auf diese Weise die Menschen vom *Handeln* – spricht: von der Mehrung von Gottes Ruhm – abhält (ebd., 417 f.). So gesehen, ist »die privatwirtschaftliche ›Profitlichkeit‹« keineswegs ein Problem – im Gegenteil: ist der von Gott zu ökonomischem Gewinn Berufene sogar dazu angehalten, entsprechend zu agieren. Ein Zitat von Baxter bringt dies treffend zum Ausdruck:

»Wenn Gott Euch einen Weg zeigt, auf dem Ihr ohne Schaden für Eure Seele oder für andere in gesetzmäßiger Weise *mehr gewinnen könnt* als auf einem anderen Wege und Ihr dies zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann *kreuzt Ihr einen der Zwecke Eurer Berufung* (calling), *Ihr weigert Euch, Gottes Verwalter* (steward) zu sein und seine Gaben anzunehmen, um sie für ihn gebrauchen zu können, wenn er es verlangen sollte. Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft Ihr arbeiten, *um reich zu sein*.« (Richard Baxter, zit. nach ebd., 432–34)

Und eben nicht nur *dürfen*, sondern – wenn Gott es so vorgesehen hat – auch *sollen*. Entsprechend resümiert

Weber: »Wie die Einschärfung der asketischen Bedeutung des festen Berufs das moderne *Fachmenschen-tum* ethisch verklärt, so die providentielle Deutung der Profitchancen den *Geschäftsmenschen*.« (ebd., 438) Hatte sich der protestantische Asket im Bereich des Konsums auf das Wesentliche, den »comfort«, zu beschränken, konnte er demnach sein Erwerbsstreben umso hemmungsloser ausleben, womit »die religiöse Wertung der rastlosen, stetigen, systematischen, weltlichen Berufsarbeit als schlechthin höchsten asketischen Mittels und zugleich sicherster und sichtbarster Bewährung des wiedergeborenen Menschen und seiner Glaubenseinheit« zum »denkbar mächtigste[n] Hebel der Expansion jener Lebensauffassung« wurde, »die wir hier als ›Geist‹ des Kapitalismus bezeichnet haben« (ebd., 465).

Die innerweltliche Askese, die letztlich auf eine systematisch-methodische, eben rationale Berufsarbeit hinauslief, interessierte Weber also nicht nur als religiöses Fundament einer spezifischen – der puritanischen – Berufsidee, sondern ebenso sehr als ideelle Grundlage des *bürgerlich-kapitalistischen Wirtschafts-ethos*, das auf gewissenlose Verfolgung von Erwerbsinteressen aus war (ebd., 476 f.). Aber erst mit dem Absterben ihrer religiösen Wurzeln im 18. Jahrhundert entfaltete die Askese ihre volle ökonomische Wirkkraft: dem *reinen Utilitarismus* war der Weg geebnet, und dies mit allen uns heute bekannten Konsequenzen. So konstatiert Weber gegen Ende des Aufsatzes: »Indem die Askese die Welt umzubauen und in der Welt sich auszuwirken unternahm, gewannen die äußeren Güter dieser Welt zunehmende und schließlich unentrinnbare Macht über den Menschen, wie niemals zuvor in der Geschichte. Heute ist ihr Geist – ob endgültig, wer weiß es? – aus diesem Gehäuse entwichen. Der siegreiche Kapitalismus jedenfalls bedarf, seit er auf mechanischer Grundlage ruht, dieser Stütze nicht mehr.« (ebd., 487)

Askese und Mystik

Eine weitere Profilierung seines Askese-Begriffs nimmt Weber im zehnten Paragraphen (»Die Erlösungswege und ihr Einfluß auf die Lebensführung«) von *Wirtschaft und Gesellschaft* vor, wobei die *Mystik* zum zentralen – zuvor von Weber »in einem unspezifischen Sinn« verwendeten (Schluchter 1988, 81 f.) – Kontrastbegriff avanciert. Wenngleich sich die Unterscheidung zwischen Askese und Mystik bereits in den Protestantismusstudien andeutet – heißt es doch dort:

»mystische Kontemplation und rationale Berufssakse schließen sich nicht aus« (MWG I/18, 307, Fn. 135) –, wird sie erst in § 10 *systematisch* und anhand eines *breiteren Einsatzgebiets* eingeführt. Diente Weber diese Unterscheidung in der *Protestantischen Ethik* »unter anderem dazu, einen Gegensatz innerhalb des Protestantismus herauszuarbeiten«, den Gegensatz zwischen dem asketischen Protestantismus des Calvinismus und dem eher mystisch-gefühlsmäßigen Protestantismus des Luthertums (Schluchter 1988, 81; siehe hierzu auch Krech 2001, 256), greift seine Perspektive in *Wirtschaft und Gesellschaft* über den christlich-okzidentalen Kontext hinaus. Genauer gesagt, bezog er in seine historisch-vergleichende Analysen – neben den christlich-okzidentalen – nun auch die asiatischen, darunter insbesondere die indischen, erlösungsreligiösen Traditionen mit ein.

Ähnlich wie zuvor unterscheidet Weber innerhalb von Askese und Mystik jeweils zwischen einer innerweltlichen und einer weltablehnenden (vorher hieß es: »außerweltlichen«) Ausprägung (zum Konzept der »Wetablehnung« bei Weber vgl. Breuer 2001). Wesentliches Kriterium für die Unterscheidung zwischen *innerweltlicher Askese* und *innerweltlicher Mystik* scheint die Rolle des *Handelns* bei der Frage nach der Erlangung der *certitudo salutis* zu sein: Während beide, der innerweltliche Asket und der innerweltliche Mystiker, eine weltvereinende Haltung beziehen, wird von ersterem

»das eigene rationale Handeln innerhalb ihrer [der Welt] Ordnungen als Aufgabe und Mittel der Gnadenbewährung bejaht. Dem innerweltlich lebenden kontemplativen Mystiker dagegen ist Handeln, und vollends Handeln innerhalb der Welt, rein an sich eine Versuchung, gegen die er seinen Gnadenstand zu behaupten hat. Er minimiert also sein Handeln, indem er sich in die Ordnungen der Welt, so wie sie sind, ›schickt‹, in ihnen sozusagen inkognito lebt, wie die ›Stillen im Lande‹ es zu aller Zeit getan haben, weil Gott es nun einmal so gefügt hat, daß wir darin leben müssen.« (WuG, 332)

Rationale Handlung im Falle des Asketen (Handlungskultur) steht demnach einer *Handlungsminimisierung im Falle des Mystikers* (Gefühlskultur) gegenüber, eine Abgrenzung, die Weber an dieser Stelle zwar auf christliche Traditionen wie den Calvinismus (rationale Handlung) und das Luthertum (Handlungsminimierung) bezieht, die anschließend aber vor allem für seine Unterscheidung zwischen christlichen und